

Ärgerliche Räume und Räume der Ergötzlichkeit



V&R Academic

Schriften des Frühneuzeitentrums Potsdam

Herausgegeben von

Iwan-Michelangelo D'Aprile, Cornelia Klettke,
Andreas Köstler, Ralf Pröve, Stefanie Stockhorst
und Dirk Wiemann

Band 8

Sebastian Ernst

Ärgerliche Räume und Räume der Ergötzlichkeit

Emotionale Topografien in der Frühen Neuzeit

V&R unipress

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 2198-5251

ISBN 978-3-8470-0860-6

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Dissertation, Universität Potsdam, 2017. Dissertation erschienen unter dem Titel: Ärgerliche Räume und Räume der Ergötzlichkeit als Fühlräume und gefühlte Räume – emotionale Topografien zwischen Ordnung und Aneignung der Welt in der Frühen Neuzeit. Erstgutachter: Prof. Dr. Ralf Pröve / Zweitgutachter: Prof. Dr. Achim Landwehr

© 2018, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen / www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Titelbild: Jan Steen: Streit beim Kartenspiel. © Gemäldegalerie Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Foto: Jörg P. Anders

Inhalt

Danksagung	9
Prolog	11
1. Heimat oder Kerker?	12
2. Hinweis zur Sprache	15
I. Eine Einleitung	17
II. Forschungsstand	21
III. Der Blickwinkel	27
1. Struktur	27
2. Methodische Vorüberlegungen	29
3. Raum und Räume	32
4. Emotionen, Gefühle, Fühlkonzepte	42
4.1. Emotionen als Bedeutungen	44
4.2. Emotionen und soziale Gruppen	55
4.3. Fühlarbeit	57
5. Fühlräume, gefühlte Räume und emotionale Topografien	61
5.1. Fühlräume	67
5.2. Gefühlte Räume	78
5.3. Emotionale Räume	88
5.4. Kapitelzusammenfassung	91
IV. Der Blick	93
1. Normative Emotionalität und emotionale Normativität I – Emotionale Stile und Topografien im Dienste der Ordnung	94
1.1. Quellenauswahl	94
1.1.1. Policyordnungen	98
1.1.2. Kirchenordnungen	104

1.2. Vorgehen	106
1.3. Die emotionale Topografie der Policeyordnungen	109
1.3.1. Ordentliches Fühlen	109
1.3.1.1. Eine »feurig lieb« zum Nächsten	109
1.3.1.2. Der Obrigkeit »treue Affection«	110
1.3.2. Emotionen als Unordnung	112
1.3.2.1. Müßiggang ist aller Laster Anfang	112
1.3.2.2. Hochmut kommt vor dem Fall	119
1.3.2.3. Räume der Unordnung	130
1.3.3. Bewegung im Raum als emotionale Bewegtheit	135
1.3.3.1. Mäßigung als spezifische An(Ordnung)	136
1.3.3.2. Eine mäßige Ergötzlichkeit in Ehren	140
1.3.3.3. Gemäßigte Trauer	144
1.3.3.4. Mäßigung als Befriedigung emotionalen Wollens	144
1.3.3.5. Geduld und Hoffnung	147
1.3.4. Emotionen als Mittel der »guten Policey«	149
1.3.4.1. Die »Liebe« zur »Landeswohlfahrt« – Der Wille zur Ordnung	149
1.3.4.2. Das Unangenehme der Unordnung	150
1.3.4.3. Transformation von Furcht in Gottesfurcht	154
1.3.4.4. Räume der Ordnung	160
1.3.4.5. »Nicht ohne sondern Misfallen und Betrübung unsers Gemüths«	163
1.3.4.6. Verdruss, Abscheu und Betrübnis	166
1.3.4.7. Den Willen durch Willen bestreiten	171
1.3.4.8. Ärger und Ärgernis als emotionales Setting	181
1.3.4.9. Topografie des Angenehmen und Unangenehmen	190
1.3.4.10. Die emotionale Mehr-Ebenen-Struktur	193
1.4. »Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!« – Die emotionale Topografie des Gewissens	195
1.4.1. Die Kirche als gefühlter Raum und Fühlraum	196
1.4.2. Der Prediger als Fühlarbeiter	202
1.4.3. Die Kirche als emotionaler Transformationsraum	211
1.4.3.1. Das Gewissen als emotionales Setting	213
1.4.3.2. Das »schlechte Gewissen« – Topografie der Aktivierung	215
1.4.3.3. Verarbeitung des Gewissens	224
1.4.3.4. Topografie der Bewältigung	227
1.4.3.5. Topografie der öffentlichen Buße	231

1.5. Emotionale Normativität und normative Emotionalität – Zusammenfassung	240
1.6. Exkurs: Emotionalität und Räumlichkeit als Erklärungsansatz	248
1.6.1. Absicherung des Selbstverständlichen in Beschwerden	248
1.6.2. Vertrauen vs. Gottesfurcht	251
2. Normative Emotionalität und emotionale Normativität II – Normative emotionale Topografien in der Anwendung	260
2.1. Abscheuliche Ärgernisse	265
2.2. Eigene und fremde Positionierung	270
2.3. Emotionale Verteidigungsstrategien gegen Ärgernisse	274
2.4. Topografie der Unordnung	280
2.5. Die Kirche als multiple Raum-Fühl-Struktur	287
2.6. »Abscheuliges Gesöff«, »Zutrauen« und eine »lächerliche Mütze« – Kirche, Schule und Gemeinde in verschiedenen emotionalen Topografien	291
2.6.1. Die Kirche als Raum von Furcht, Scham und Wut	291
2.6.2. Ordnen und Anordnen	302
2.6.3. Kirche als Vertrauensraum	305
2.6.4. Räume des Feierns und der Ergötzlichkeit als soziale und Vertrauensräume	308
2.6.5. Pfarrhäuser und Küsterwohnungen	310
2.7. Emotionale Normativität und normative Emotionalität II – Zusammenfassung	312
3. Von Märtyrern und Weltweisen im Kerker – Emotionale Topografien des Gefangenseins	314
3.1. Das Strafsystem der Frühen Neuzeit	315
3.2. Strafräume	321
3.3. Der Gefängnisraum als multipler Raum	326
3.4. Emotionales Strafen und strafende Emotionen	329
3.5. Gefängnisräume und Emotionen	331
3.6. Emotionale Bewältigungspraktiken des Gefangensein	335
3.6.1. Die Quellen	335
3.6.2. Insasse und Leser als emotionale Gemeinschaft	338
3.6.3. Das Gefängnis als Fühlstrafe	341
3.6.4. Gefängnisräume und Fühlarbeit	351
3.6.5. Strategien der Fühlarbeit	355
3.6.5.1. Konformismus	355
3.6.5.2. Alltag	356
3.6.5.3. Fixierung auf Vergangenes	359
3.6.5.4. Fixierung auf Zukünftiges	360

3.6.5.5. Neubewertung	361
3.7. Kapitelzusammenfassung	374
4. Vom ›hässlichen‹ und ›schönen‹ Hafen – Emotionale Hafentopografien	377
4.1. Die Quellen	379
4.1.1. Reiseberichte	381
4.1.2. Fiktionale Literatur und Dichtung	384
4.1.3. Quellenakteure	386
4.2. Der Hafen als Raum	388
4.2.1. Der ›sichere‹ Hafen – Hoffnung	391
4.2.2. Der ›schöne‹ Hafen – Freude	396
4.2.3. Der ›hässliche‹ Hafen – Unruhe	401
4.2.4. Die Schönheit des Hässlichen	417
4.3. Kapitelzusammenfassung	420
V. Schlussbetrachtungen	423
VI. Quellen- und Literaturverzeichnis	435

Danksagung

Zuerst einmal habe ich zu danken, all jenen, die mich in der Phase des Forschens und Schreibens aktiv unterstützt haben aber auch jenen, deren Wege sich mit meinen auf die ein oder andere Weise kreuzten, im Guten wie im Schlechten, denn ohne all jene Menschen, Geschichten, Gefühle und Einflüsse, von denen auch ich mir nur einen Bruchteil bewusst machen kann, wäre dieses Projekt nie entstanden oder zu diesem Ende geführt worden und wenn doch, so wäre es ein gänzlich anderes gewesen. Trotz dessen kann und will ich nicht darauf verzichten, wenigstens einigen meinen tiefen Dank auszusprechen.

Als erstes möchte ich Ralf Pröve erwähnen, bei dem ich das Privileg hatte, lernen zu dürfen und der mir als Doktorvater zur Seite stand. Ich danke ihm für seine wissenschaftliche Begleitung, für seine ehrliche Kritik auf meinem Weg zu manchmal schmerzhafter aber umso wichtigerer Selbsterkenntnis und für seine menschliche Wärme und Anerkennung, die ein allzu seltenes Gut in der wissenschaftlichen Welt sind.

Ich danke Doreen, die die ganze Zeit für mich da war, mir den Rücken gestärkt und vor allem immer wieder meine Höhen und Tiefen geduldig ausgehalten hat. Ohne sie und ihre liebevolle Unterstützung wäre es mir nicht möglich gewesen, diesen Weg überhaupt zu gehen.

Ebenfalls möchte ich mich bei Jelena bedanken, für die vielen wichtigen Gespräche, für ihre Unterstützung und am allermeisten für ihre Freundschaft.

Weiterhin danke ich meiner Familie, die mir den Mut zu diesem Schritt gab und letztlich einen großen Anteil an dem Menschen hat, der ich heute bin.

Und ich danke allen Kolleg*innen und Freund*innen, die mir in verschiedenen Phasen immer wieder Stütze waren und mein Leben so unendlich bereicherten: Alexander, Vanessa, Diego, das ganze Haven-Volck, Christian G., Manuela, die BFF-Crew bestehend aus Björn, Myrjam, Joanna und Tilo, Antje, Jörg (insbesondere auch für das Lektorat der Promotionsversion), Anne (nicht zuletzt für den Zuspruch in der Endphase), Sandra, Tobias H. und Tobias R., sowie die vielen anderen Menschen, mit denen ich das Glück hatte, ein Stück des Weges gehen zu dürfen.

Bei der nun folgenden Arbeit handelt es sich um eine gekürzte Version meiner 2017 an der Universität Potsdam angenommenen Dissertation, die von Prof. Dr. Ralf Pröve und Prof. Dr. Achim Landwehr begutachtet worden ist. Für die Mühe und die anregende Kritik möchte ich mich hiermit ein weiteres Mal bedanken.

Prolog

*»Dolmetscher, Interpreten gibt es überall.
Jeder spricht seine eigene Sprache,
selbst wenn er eine Ahnung von der Sprache des anderen hat.
Weit öffnet sich der Raum für seine Taschenspielertricks,
und nie sieht er ganz von sich selbst ab.«
(Derrida, zitiert nach Laurent Binet, in: Die siebte Sprachfunktion)*

Eine wissenschaftliche Arbeit mit einer persönlichen Geschichte zu beginnen, einem individuellen Prolog, erscheint an dieser Stelle vielleicht ungewöhnlich. Man könnte sagen, es irritiert und widerspricht bestimmten Erwartungen und Regeln. Es ist ein Moment der ›Unordnung‹ innerhalb der geordneten Diskursräume ›Dissertation‹ oder ›wissenschaftliches Arbeiten‹ mit deren normativ behaupteter Distanz von Forschungssubjekt und Forschungsobjekt. Wann immer jedoch beobachtet, eingeordnet, interpretiert, geschrieben und auch gelesen wird (was das Lesen dieser Arbeit einschließt), geschieht dies nicht durch ein abstraktes Forschungssubjekt, sondern durch eine*n Akteur*in mit einer eigenen Biografie, mit eigenen Vorstellungen, prägenden Erlebnissen, Eingebundenheiten, Sorgen, Wünschen, kurz, von einem Standpunkt aus. Dies schließt ausdrücklich auch einen emotionalen Bezug zum Thema und/oder eine emotionale Involviertheit in die Entstehungsbedingungen ein, schon allein deswegen, um überhaupt ausreichend Motivation für eine (langjährige) Arbeit an einem konkreten Thema aktivieren zu können. Berücksichtigt man die Erkenntnisse der aktuellen Forschungen in Bezug auf den Einfluss von Emotionen, so ist es im Rahmen wissenschaftlicher (Selbst-)Reflexion nur folgerichtig, auch Wissenschaft als emotionalen Raum zu begreifen und die eigene Emotionalität im Akt des Forschens in den Blick zu nehmen.¹ An die Stelle einer behaupteten emotionalen Distanz zum Forschungsobjekt, in deren Schatten sich nur allzu gern allerhand Verstrickungen unbemerkt einschleichen, tritt somit die bewusste Offenlegung der persönlichen Verbindung. Es scheint mir daher nötig, zumindest aber sinnvoll jenen Standpunkt zu thematisieren an dem ich als Schreibender stehe und von dem aus mein Schreiben seinen Ausgang nahm.

Das bedeutet nun nicht, das ›Ich‹ im Text gänzlich vermeiden zu können, jedoch zumindest einige Teile den Leser*innen offenzulegen und so der Nachvollziehbarkeit als wissenschaftlicher Forderung auch auf einer anderen Ebene zu folgen. Es geht somit nicht allein darum, mittels der Trennung von For-

¹ Vgl. Gammerl, Benno: Emotional styles – concepts and challenges, in: Rethinking History 16 (2012), Heft 2, S. 161–175, S. 169.

schungs- und Quellenbegriffen sowohl Wissenschaftlichkeit herzustellen, als auch den Versuch zu unternehmen, die jeweiligen Wirklichkeiten und Vorannahmen zu trennen. Vielmehr sollen darüber hinaus auch die Reste meines Selbst für die Leser*innen stärker offen transportiert werden, um diesen zu ermöglichen, was ich nur unzureichend kann und darf, nämlich mich selbst herauszuhalten. Dieses Schreiben folgt damit nicht nur einem hegemonialen Diskurs von Begründbarkeit, der festlegt, was sagbar ist und sein muss, welches Sagbare in diesem Fall Legitimation oder ›Wissenschaftlichkeit‹ erzeugt. Es ist darüber hinaus ein Versuch des Sprechens über Gründe, also die ›eentlichen‹ Triebkräfte, die dieses Schreiben, mit Themenwahl und Stil, erzeugen und die von den Regeln des Sagbaren verdeckt werden. Vielleicht handelt es sich dabei notwendig nur um weitere Begründungsdiskurse und Erzählungen, allerdings auch um solche, die sonst aus dem Diskurs ausgeschlossen bleiben. Ganz im Sinne des von Besançon formulierten und von Delumeau ebenfalls vollzogenen Satzes: »Es gibt keine Forschung, die nicht Erforschung des eigenen Ich wäre und somit in gewissem Maße eine Selbstbeobachtung«, soll jenes nun vorgenommen werden.²

Ich will also meine Untersuchung mit einer Variante meiner eigenen Geschichte beginnen oder zumindest mit einem Ausschnitt, der in gewisser Hinsicht mein Interesse an diesem Thema geprägt hat, der Teil daran hatte, mich sozusagen ausreichend mit emotionaler Energie auszustatten, um das Thema als relevant wahrzunehmen. Dies vermag zu zeigen, wo ich stand, wohin ich mich bewegte und bewegt wurde und vielleicht auch warum.

1. Heimat oder Kerker?

*»Feeling my way through the darkness
Guided by a beating heart
I can't tell where the journey will end
But i know where to start.«*

(Textzeilen aus Wake Me Up von Avicii feat. Aloe Blacc)

Die Geschichte meiner Motivation für diese Arbeit beginnt mit einem Konflikt, den es zu erzählen gilt. Dieser entstand durch mein Fortbleiben aus meiner Geburtsstadt, aus meiner konsequenten Weigerung, in diese zurückzukehren. Demgegenüber stand gerade die Forderung nach Rückkehr, für ein Wochenende, eine Weile, für immer. Auf beiden Seiten herrschte dabei Unverständnis,

² Zitiert nach Delumeau: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, Hamburg 1985, S. 42.

das sich aus unterschiedlichen Emotionen speiste und zu eben solchen hinführte. Der Wunsch, diesen Knoten zu zerschlagen, den Konflikt zu verstehen und aufzulösen, war einer der Triebkräfte für die Hinwendung zu diesem Thema und führte zugleich zu den ersten theoretischen Überlegungen, von denen aus diese Arbeit Gestalt anzunehmen begann. Um den Ort, von dem aus diese Arbeit begann zu umreißen, möchte ich diesen im Folgenden kurz aufführen, auch wenn ich damit der Arbeit ein Stück weit vorgreifen muss.

Meine Geburtsstadt markiert für mich einen bestimmten Ort. Dieser ist für mich durchwoben mit meiner Geschichte, meinen Erlebnissen eines ›Damals‹, wie auch mit der Antizipation dieses ›Damals‹ ins ›Heute‹. Die Stadt, wenn ich meiner eigenen Analyse glauben kann, besteht für mich dabei aus spezifischen Wegen, Nutzungsweisen und markanten Elementen, in meinem Fall Situationen, die aus dieser einen ganz bestimmten Ort machen. Dieser unterscheidet sich von anderen und lässt sich allein mit dem Begriff der Kleinstadt nicht umfänglich erfassen. Stattdessen existieren an diesem Ort viele verschiedene Räume, die durch bestimmte institutionalisierte Verhaltensweisen hervorgebracht werden. Neben einer oberflächlichen und allgemeinen Topografie, die an jenem Ort nur die Kleinstadt markiert, existieren also noch viele weitere, die diese überlagern und ein Verhalten der Akteure beschreiben, dass mehr als nur ›kleinstädtisch‹ ist. So besteht für mich an diesem Ort zugleich der Raum des ›Kerkers‹, der ›Gefangenschaft‹ als Zusammenfassung meiner Erzählungen des Mangels an Bewegungsfreiheit und den damit verbundenen Gefühlen von Sehnsucht, Einengung und Verzweiflung, verwoben und hervorgebracht durch meine Interpretation meiner Biografie, meiner Geschichte(n). Demgegenüber steht diese Stadt als ›Heimat‹, als etwas Positives, das sich in der Abgrenzung zu mir noch verstärkt, in dem mir ein anderer, weniger ortsspezifischer Heimatbegriff zu eigen ist. Es kommt damit zu unterschiedlichen Sichtweisen und Verständnissen in Bezug auf den jeweiligen Ort.

Diese unterschiedliche Bewertung des scheinbar Vorgefundenen und das Nichtteilen der Wirklichkeit sorgen hierbei für ein Missverstehen und eine Unordnung der verschiedenen normativen Ansprüche und Selbstverständlichkeiten. Dabei stehen sich vor allem zwei unterschiedliche Raum-Fühl-Muster gegenüber, also Konzepte darüber, was genau dieser Ort sei und wie sich zu diesem zu Verhalten sei. Auf diese Weise entstehen an diesem einen Ort gänzlich unterschiedliche verortete Räume, die aus diesem je ›Heimat‹, ›zu Hause‹ oder eben ›Kerker‹ machen. Diese bestimmen die Wahrnehmung, das emotionale Empfinden und schließlich die Verhaltensweisen, mit denen der Raum handelnd bewältigt und das jeweilige Muster immer wieder hervorgebracht wird. Weil ich mich so verhalte und so fühle, als sei es ein Gefängnis, wird es zu einem. Weil andere sich so verhalten und so fühlen, als sei es Heimat, wird es zu einer.

Ergänzt werden diese Muster durch die jeweils mit dem Raum zusammenhängenden Identitäten, die wiederum auf diesen und seine Bewertung zurückwirken. In einem Fall ist das bestimmende Element die Abkehr und in einem anderen die Hinwendung. Meine Weigerung, meine Heimatstadt als einen bestimmten Raum zu sehen und zu fühlen, ist damit ein Element von Unordnung, eine Abkehr einer Norm, die noch dazu, verbunden mit anderen Normen wie jener von Heimatgefühlen, für Irritation oder Enttäuschung sorgen kann und wiederum normativ nach weiteren Gefühlen verlangt, nach Schuld, Reue oder Ärger. Diese Erfahrung ist damit ein Anfang dieser Untersuchung und der Antrieb zum Verstehen, sie ist selbst emotional und sucht nach Emotionen.

Der Konflikt entsteht also maßgeblich aus dem Umstand, dass an jenem Ort eben nicht ein, sondern in dem Fall zwei Räume existieren, beziehungsweise geschaffen werden, die sich eine Vokabel, den Namen der Stadt, teilen. Dieser Umstand scheint zentral für die Auflösung dieses Konflikts und ist zugleich ein wichtiger Hinweis zur Methodik dieser Arbeit. Es gilt somit erst einmal anzuerkennen, dass es sich eben nicht um zwei unterschiedliche emotionale Muster in Bezug auf einen Ort oder Raum handelt, sondern um zwei verschiedene Räume, die als solche zugleich unterschiedliche Gefühle in sich tragen, die nötig sind, um sie überhaupt vollziehen und damit ›sehen‹ zu können. Anders gesprochen, handelt es sich um eine je andere emotionale Topografie, die an gleichen Orten unterschiedliche Raum-Fühl-Muster schafft, die wiederum mittels bestimmter Emotionen der Ordnung abgesichert werden.

Damit wäre eine Idee geboren, Raum und Fühlen zu betrachten, nicht nur im Sinne unterschiedlicher Semantiken und Gefühle zu einem Ort, sondern als Teil verschiedener Räume. Dabei erheben die hier vorgenommenen Betrachtungen keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder Wissenschaftlichkeit im Sinne einer wissenschaftlichen Analyse eines spezifischen Phänomens, denn auch hier schleichen sich eigene Logiken zum Zwecke einer sinnhaften Auflösung eines Problems ein, dem wiederum das Problem häufig unbemerkt untergeordnet wird. Aber es eröffnet (m)einen Weg hin zu der Perspektive, die ich im Folgenden einnehmen werde. Zugleich offenbart es jedes Schreiben als immer auch therapeutisches Schreiben, als Schreiben also, in welchem sich das Selbst entwickelt und in dieser Entwicklung beobachten kann. Vom wissenschaftlichen Schreiben unterscheidet sich das therapeutische Schreiben im engeren Sinne daher nur insofern, als dass sein Ziel ein anderes ist, Wirkungen dieser Art finden sich in beidem.

2. Hinweis zur Sprache

Anders als im Prolog verwende ich in der Arbeit die »männliche« als allgemeine Form. Zur Vermeidung einer ›falschen‹ Lesart ist es in diesem Fall daher besonders wichtig, dies eigens zu thematisieren. So sind im Folgenden immer ausdrücklich alle Geschlechter gemeint. Die Formulierung ist dabei insofern wichtig, als dass damit erstens auch in historischen Untersuchungen eine von vornherein binäre Lesart verhindert werden soll und zweitens die grundsätzliche Konstruiertheit von Geschlecht thematisiert wird. Auf diese Weise soll die Naturalisierung von Geschlecht zugunsten von Historisierung und Dekonstruktion verhindert werden.

Meine Wahl begründet sich allein mit einem gegenwärtig noch besseren Lesefluss. Ein letztes, schwaches Argument, das sicherlich in den nächsten Jahren in allen Wissenschaften als überholt gelten wird. Die Verwendung angemessenerer Formulierungen im Prolog soll ein Beitrag dazu sein.

I. Eine Einleitung

*»A beginning is a very delicate time.«
(Princess Irulan in David Lynchs Dune)*

»Darf man in der Kirche lachen?« So lautet die Frage, die ein Pfarrer auf der Internetseite seiner Gemeinde stellt.³ Dürfe man stattdessen vielleicht nur schmunzeln und wie ist es eigentlich mit Spott? Fragen, die trivial erscheinen könnten, vielleicht deswegen, weil wir meinen, die Antwort sei selbstverständlich. Aber selbst wenn dies so ist, ist die Antwort dann immer die gleiche? »Früher«, so der Pfarrer weiter, »verband man Kirche immer nur mit Ernst, gesetztem Auftreten und schwarzer Kleidung.« Abgesehen davon, was denn dieses »Früher« sei und ob die Einschätzung diesbezüglich stimmt, scheint ein Wandel grundsätzlich möglich zu sein. Dabei geht es aber eben nicht um einen Wandel der Freude oder des Lachens an sich, sondern um die Frage nach dem Lachen in einem bestimmten Raum, nämlich in der Kirche. Dass dies keinesfalls trivial ist, zeigt sich spätestens dann, wenn tatsächlich in der Kirche gelacht wird, wenn es nicht erwünscht ist. So sehr jemand das Lachen und die Freude wertschätzen kann, scheint es Räume zu geben, in denen dies unangebracht ist und gerade deswegen zu Verärgerung führen kann. Verärgerung, ein weiteres Gefühl. Ist dieses eigentlich in der Kirche erlaubt und wenn ja, wann und wie? Und welches Gefühl soll in dieser eigentlich entstehen? Was bedeutet denn zum Beispiel der »Ernst«, von dem hier die Rede ist? Wie sieht es mit anderen Räumen aus? Was ist mit Schule, Universität, Supermarkt, Kino, Stadion oder der öffentlichen Straße? Gibt es hier Gefühle, die geboten oder verboten sind? Darf man sich im Kino wütend streiten, sich im Supermarkt leidenschaftlich lieben und auf der Beerdigung fröhlich tanzen? Und wenn nicht, wieso eigentlich, wenn doch Wut, Liebe und Freude wichtige Bestandteile unserer Gefühlskultur, unseres Gefühlslebens sind, die noch dazu keinem Verbot unterliegen?

Die Antwort scheint im Raum zu liegen. Egal, wie sehr wir bestimmte Gefühle wertschätzen, sie scheinen zumindest in ihrem Ausdruck auf bestimmte Räume beschränkt zu sein. Zugleich scheinen an dieser Beschränkung selbst Emotionen beteiligt, das verraten uns der Ärger über das Lachen in der Kirche oder die

³ Vgl. <http://www.martin-luther-kirchgemeinde.de/sonstiges/standpunkte/darf-man-in-der-kirche-lachen.html> [31.10.2017].

Fröhlichkeit auf der Trauerfeier. Der Ärger verrät uns dabei noch etwas, nämlich, dass diese Anforderungen selbstverständlich und normativ sind, sie sind gesellschaftlich abgesichert und gefordert. Dieser Sicherheit machen die Akteure aber zuweilen einen Strich durch die Rechnung. Es kommt zum Streit, in dessen Rahmen jene Anforderungen bestätigt oder neu verhandelt werden. Dazu zählt auch, dem Weinenden oder Lachenden eine Logik zu unterstellen, die eine Bestätigung der Regel möglich macht, zum Beispiel in Form der vielbeschworenen Ausnahme. Wenn dies so selbstverständlich stimmt, so existiert in uns eine mentale Karte, die uns sagt, wann wir wo und wie zu Fühlen haben und wie nicht. Zugleich *fühlt* sich ein Raum unvollständig an, wenn dort eben nicht auf bestimmte Weise gefühlt wird. Eine Trauerfeier ohne Trauer ist genauso fehlerhaft wie ein Fest ohne Freude.

So wie es aussieht, scheinen Menschen in ihrem Alltag tatsächlich in verschiedenen räumlichen Situationen mit Emotionen konfrontiert zu werden, wie auch deren Emotionalität räumlichen Strukturierungen folgt. Wir fühlen uns an verschiedenen Orten anders, fühlen uns von solchen emotional regelrecht ergriffen (bspw. von einer kahlen Einöde, einem Kriegsschauplatz, einem Karibikstrand). Ebenso haben wir bestimmte Gefühle zu Räumen oder ihrer konkreten Niederlassung in Form von und an Orten. Bestimmte Räume sind anscheinend untrennbar mit bestimmten Gefühlen assoziiert (so zum Beispiel beim eigenen Zuhause oder gegenüber dem, was als Heimat verstanden wird). Auch Ausdruck, Bedeutung und Bewertung unserer Gefühle können durch den Raum divergieren, in welchem sie stattfinden oder wir sie praktizieren, so wie auch Räume ihrerseits durch Gefühle variieren können. So halten wir Trauer in manchen Räumen oder an manchen Orten zurück, aber leben sie an anderen geradezu aus, und ein vormals angenehmer Ort, den wir gern aufsuchten, kann plötzlich unangenehm werden, weil Erinnerungen Gefühle hervorrufen, die ihn uns meiden lassen. Emotionen verändern dabei unsere Wahrnehmung und Bewertung eines Ortes, ebenso dessen Begehung. Sie lassen uns innehalten und staunen, laden zum Aufenthalt, zum schnellen Durchgang oder zur Meidung ein und regeln das Handeln in ihm. An einem Ort der Trauer muss getrauert werden und zwar so, dass dies erkennbar ist. Im Stadion muss man sich freuen, wenn das eigene Team gewinnt. So bilden sich Gemeinschaften, emotionale Gemeinschaften, soziale Gemeinschaften.

Nicht zuletzt stützt sich die Wirkung sakraler, politischer, kultureller Architektur auf Emotionen. Eindrucksvolle Rauminstallationen lassen Macht, Göttlichkeit oder Gesetze leiblich spüren und so verankern. Emotionen involvieren das Individuum in das inszenierte ›Große Ganze‹ wie auch in das ganz persönliche ›Kleine‹.

Durch Räume und deren Orte bzw. mittels dieser zeigen sich somit bestimmte Bedeutungen, Werte und Vorstellungen, die diesen gesellschaftlich gegeben und

durch deren Vollzug, bestehend aus Wahrnehmen, Denken, Handeln und eben auch Fühlen diese sichtbar und kommunizierbar gemacht werden (können). Dabei sorgt vor allem die Emotionalität dafür, diese Bedeutung nicht nur leiblich, sondern leiblich spürbar zu verankern und durch deren Ausdruck anzuzeigen. Aus den emotionalen Handlungsanforderungen, die an diese in der Welt verteilten Räume gekoppelt werden, ergibt sich schließlich eine komplexe emotionale Topografie. Diese kann als räumliche Dimension des jeweiligen emotionalen Regimes bezeichnet und verstanden werden, die festlegt, wann, wo und wie gefühlt werden sollte.⁴

Emotionale Topografien stellen dabei einen Modus bereit, sich die Welt als Lebenswelt zu ordnen und anzueignen. Diese wird hierbei sowohl räumlich, als auch emotional strukturiert, um das als jeweilige situative Erwartungshaltung formulierbare Fühlen aber auch das mit diesem gekoppelte Wahrnehmen, Denken und Handeln zu institutionalisieren und so Sicherheit herzustellen.

Gefühle, Affekte, Leidenschaften, sowie Orte, Raum und Räumlichkeit, kurz: emotionale und räumliche Strukturen, die emotionale und räumliche Strukturiertheit von Gesellschaften sowie das Schaffen jener Strukturen sind nun als einzelne Themen grundsätzlich auch in der Geschichtswissenschaft angekommen und sowohl als Forschungsobjekte als auch als Forschungszugang akzeptiert.⁵ Zunehmend geraten diese – zumeist isoliert betrachteten – Themen aber auch in einer Bezogenheit, vor allem des emotionalen Empfindens auf den Raum, in den Blick. Diese Arbeit geht ein Stück weiter. Raum und Emotionen werden im Folgenden konsequent zusammengedacht. Es werden die Wechselbeziehungen, die gemeinsame Bedingtheit und Verbundenheit herausgearbeitet und der konstruierte und wirklichkeitskonstruierende Charakter dieser Verbindung betrachtet.

Es geht also um die Zusammenführung zweier ›Turns‹, zweier Perspektiven zu einer gemeinsamen Erzählung von Raum und Emotion; nicht nur, um so den jeweiligen ›toten Winkel‹, den jede Perspektive notwendig aufweist, zu kompensieren und den Schattenwurf jeder Seite zu verringern, sondern auch, um in der Zusammenschau eine eigene Perspektive zu begründen, die ihrerseits neue Erkenntnisse hervorbringen kann.

Ziel der Arbeit ist es, jene emotional-räumliche Struktur der Lebenswelt, die als Selbstverständlichkeit, als Gegebenes und vor allem als habitualisiertes Wissen, Fühlen und Handeln in den Akteuren verankert ist, explizit zu machen.

4 Der Begriff geht auf William Reddy zurück und bezeichnet einen hegemonialen Stil von Fühlen und Fühlkonzepten. Vgl. Reddy, William: *The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions*, New York 2001, S. 16.

5 Beispielhaft zu Emotionen und der Verbindung zum Raum Hitzer, Bettina: *Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen*, in: *H-Soz-u-Kult*, 23. 11. 2011, online unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-001> [21. 10. 2016].

Was sich ergibt, ist eine fruchtbare Forschungsperspektive, ein neuer Blickwinkel zum Verstehen von nicht nur historischen Gesellschaften, ein neuer Zugang zu ihren Selbstverständlichkeiten, Funktionalitäten und vermeintlichen Dysfunktionalitäten, die am Beispiel der Frühen Neuzeit erprobt werden soll.

Das bedeutet, dass im Falle der Beschwerde eines Pfarrers des 18. Jahrhunderts über eine wütende Reaktion eines Husaren nicht nur zu fragen ist, was denn diese Wut bedeuten solle, was damit gemeint sei und wieso sie explizit angeführt wird. Es ist auch nicht nur zu fragen, was denn Kirche und Dorfschule als Raum sind, welche Regeln es dort gibt, sondern insbesondere auch, warum der Pfarrer die Wut ausdrücklich in Bezug zum Ort ihrer Entladung, den Eingangsbereich der Kirche, setze. Diese wird spezifiziert als eine Wut im Kirchenraum und zwingt dabei in der Argumentation des Pfarrers zu besonderer Aufmerksamkeit auch seitens der Obrigkeit. Raum und Emotion werden also auch hier gemeinsam verhandelt. Das Funktionieren der Kirche als Raum scheint von bestimmten Emotionen abzuhängen, von deren Ausbleiben, wie auch deren Empfindung. Die Demut und Andacht des Husaren im Angesicht der Kirche bleiben aus, an dessen Stelle tritt die Wut, die jene Dysfunktionalität als allerdings andere Funktionalität bzw. Logik anzeigt und zur Entrüstung des Pfarrers führe, die ihn zur Anzeige motiviere. Diesen Zusammenhängen gilt es im Folgenden auf den Grund zu gehen und deren Struktur offenzulegen.

II. Forschungsstand

Räume und Gefühle als soziokulturelle Produkte sind in der Forschung also mittlerweile angekommen und in verschiedenen Arbeiten präsent. Beiden Kategorien wurden bis hierhin viele Untersuchungen gewidmet, die als weitere Erklärungsmodelle für gesellschaftliche Wirklichkeiten dienen. Die Verbindung beider Kategorien steht jedoch insbesondere in historischer Perspektive noch am Anfang.⁶ Auch in der sich mit der Thematik interdisziplinär auseinandersetzen- den Zeitschrift »Emotion, Space and Society« ist sie bisher kaum vertreten. Auch generell ist anknüpfend an Gammerls Anmerkungen festzustellen, dass bisher nur einige mögliche und zu vermutende Zusammenhänge und Verbindungen von unterschiedlichen Disziplinen herausgearbeitet und viele noch nicht gezogen worden sind.⁷ Im Folgenden soll ein kurzer Abriss zum Forschungsstand präsentiert werden und einige wichtige Arbeiten und Perspektiven nachzeichnet. Auf die für diese Untersuchung relevanten Werke wird vor allem im Rahmen der theoretischen Ausarbeitung noch intensiv einzugehen sein, so dass hier unnötige Redundanzen vermieden werden sollen.

Vorarbeit kommt hier vor allem den (human)geographischen Untersuchungen zu, die sich jedoch vor allem auf emotionale Raum- oder besser Ortssemantiken beziehen, also der Frage nach der affektiven Aufladung spezifischer Orte oder Raumkategorien auf unterschiedlichen Ebenen. Dazu gehören Arbeiten zu Grenzen und damit deren (Re)Produktion, zur Entwicklung quasi individueller emotionaler Geografien, die jedoch nur einen Teil einer emotional kartografierten Lebenswelt ausmachen und Beiträge wie jener von Hilda Kuper⁸, in der die affektive Aufladung spezifischer Orte mittels vergangener Nutzungsweisen und Bedeutungszuweisungen aufgrund dieser Emotionalität die

6 Vgl. Lehnert, Gertrud: Raum und Gefühl, in: Lehnert, Gertrud (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung, Bielefeld 2011, S. 9–25.

7 Vgl. Gammerl, S. 161 ff.

8 Vgl. Kuper, Hilda: The Language of Sites in the Politics of Space, in: Lawrence-Zúniga, Denise; Low, Setha M (Hg.): The Anthropology of Space and Place. Locating Culture, Malden u. a. 2003, S. 247–263.

aktuelle politische Nutzung bestimmen kann. Die Betrachtung spezifischer Orte stellt dabei die Regel dar. Anthropologische Ausrichtungen fragen zudem häufig nach der Entstehung von ›heimischen‹ oder ›Heimats- und Zugehörigkeitsgefühlen‹ oder ›Heiligkeit‹ und den damit zusammenhängenden Emotionalitäten.⁹ Ähnlich verhält es sich mit Untersuchungen zu Trauerräumen. Diese werden jedoch auch eher als Orte des Trauerns und Erinnerns begriffen denn als Räume. Der Zugang ist auch hier ein geografisch-topografischer und kein raumanalytischer, wie er in dieser Untersuchung stärker im Fokus stehen wird.¹⁰ Allerdings werden die Emotionalitäten hier nicht als einfache Wirkungen der Orte begriffen, sondern im Sinne einer gezielten Produktion dieser als Teil des Ortes – und dies auf eine Weise, die letztlich raumanalytisch übersetzt und verarbeitet werden kann. Auch wenn diese Arbeiten also in der Regel eine umfassende Analyse des Fühlens als solchem oder der Räume als abstrakte, konkret verortete Räume statt bloßer bedeutungshafter Orte unterlassen, lassen sich die Ergebnisse nutzen und raum- wie auch emotionstheoretisch weiterdenken.

Weitere wichtige Impulse liefern Arbeiten zu ›Angsttopographien‹ wie jene von Yi-fu Tuan zu »Landscapes of Fear«, in der er bereits 1979 die Verbindung von Emotionen am Beispiel Angst und Räumen, die er begrifflich als Landschaften fasst, untersucht.¹¹ Zu diesen zählt er sowohl ›natürliche‹ Umgebungen, die aufgrund ihrer Materialität oder Deutung im Kontext der vorherrschenden Wirklichkeit Angst als Gefühl hervorrufen, als auch geschaffene Ensembles. Allerdings geht Tuan hauptsächlich von bereits bestehenden Räumen aus, denen allenfalls einige Elemente (als Vorstellungen oder als Materialisierungen) hinzugefügt werden und die Angst insbesondere aufgrund der Gefährdung körperlicher Integrität hervorrufen, so dass sich eine emotionale, spezifisch auf Angst ausgerichtete Karte der bestehenden Umwelt ergibt. Weder Gefühle wie Angst noch die sie hervorrufenden Räume werden dabei genauer definiert und noch weniger explizit in gegenseitiger Abhängigkeit systematisch untersucht. Angst als Gefühl wird abseits unterschiedlicher Auslöser weder in unterschiedlicher kultureller Formung noch in ihrer Historizität ausreichend erfasst. Auch bindet Tuan seine Angstkonzeption zu stark an vermeintlich objektive materielle Lebensbedingungen, die seine Landschaften maßgeblich bestimmen,

9 Siehe dazu beispielhaft Bondi, Liz u. a. (Hg.): *Emotion, Place and Culture*, Farnham u. a. 2009 und Dies., u. a. (Hg.): *Emotional geographies*, Aldershot u. a. 2005. Zu anthropologischen Untersuchungen siehe die Aufsätze in Lawrence-Zúniga, Denise; Low, SETHA M (Hg.): *The Anthropology of Space and Place. Locating Culture*, Malden u. a. 2003.

10 Vgl. dazu den Sammelband: Maddrell, Avril (Hg.): *Deathscapes. Spaces for Death, Dying, Mourning and Remembrance*, Farnham u. a. 2010.

11 Vgl. Tuan, Yi-Fu: *Landscapes of Fear*, Oxford 1980. Seine Definitionen von ›space‹ und ›place‹ unterscheiden sich stark von den hier verwendeten Konstrukten. Vgl. Ders.: *Space and Place. The Perspective of Experience*, 8. Aufl., Minneapolis 2014, S. 3f.

bspw. körperliche Gefahren und das jeweilige Nahrungsangebot. Allzu oft scheinen die Landscapes of Fear als kausale emotionale Topografien bereits bestehender Räume. Trotz allem bietet auch Tuans Untersuchung Anhaltspunkte für die Ebene, die im Laufe der Arbeit als ›gefühlte Räume‹ gefasst werden soll, die Möglichkeit also, in spezifischen Räumen spezifisches Fühlen zu verankern, zu institutionalisieren und sozial zu vermitteln. Wie sich das Fühlen seinerseits auf die spezifischen Räume auswirkt, welche Wechselwirkungen sich ergeben, lässt sich jedoch bei Tuan nicht finden.

Die Frage nach Furcht und Angst beschäftigt auch historische Untersuchungen. Hierbei stehen besonders die Naturangst und deren Wandel im Vordergrund. Dieser wird anhand bestimmter Räume wie Wald, Gebirge oder Meer thematisiert und allgemein als Mentalitätswandel beschrieben. Zu nennen sind hier vor allem die Arbeiten von Delumeau,¹² Begemann¹³ und besonders Corbin. Letzterer untersucht in seiner Arbeit zur Entdeckung der Küsten die Entwicklung des Meeres vom angstbesetzten Ort hin zum Ort der Erholung und der Lust.¹⁴

Diese Entwicklung erklärt sich dabei, ohne die Begrifflichkeit zu verwenden, an eben jener unterschiedlichen Konstitution vom Meer als Raum, der sich im Laufe der Entwicklung aus verschiedenen Elementen zusammensetzt. Dabei sind sowohl die Elemente selbst wie auch der fertige Raum als Sinnganzes mit Bedeutung versehen, welche sich aus der spezifischen Wirklichkeit speist, mit der diese Räume betrachtet und damit konstruiert werden. Bereits das Vorwort des Buches, in dem er sowohl den ›psychologischen Anachronismus‹ als auch generell eine ›blinde Gewissheit die Vergangenheit zu verstehen‹ – und dies eben ohne die ›Gefühlswelten‹ dieser fremden Gesellschaften zu erkunden – kritisiert, stärken die wegbereitende Bedeutsamkeit dieses Werkes.

Zwei weitere, hervorzuhebende historische Arbeiten, die an der Schnittstelle zwischen gruppenspezifischer Identität, spezifischem Fühlen und dessen räumlicher Verankerung operieren, sind jene von Reddy und Lepenies. In beiden Fällen werden die Salons der Frühen Neuzeit als »emotional refuges« gefasst und analysiert.¹⁵ Dabei steht das deviante und letztlich gesellschaftsverändernde Potential der untersuchten Emotionen im Vordergrund, während der Raum eher Platzhalter devianter Formen bleibt und in der Wechselwirkung noch unzureichend betrachtet wird. Während Reddy die hegemonialen und alternativen

12 Delumeau: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, Hamburg 1985.

13 Begemann, Christian: Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung. Zu Literatur und Bewußtseinsgeschichte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1987.

14 Vgl. Corbin, Alain: Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste, Frankfurt am Main 1994.

15 Vgl. Reddy, S. 392ff.

Fühlkulturen der Akteure im Fokus hat und Emotionen als »emotives« in Anlehnung an Austins Sprechakttheorie theoretisch ausarbeitet, begnügt sich Lepenies vor allem mit der Analyse von zwei als Gefühlen fassbaren Phänomenen und deren Wechselwirkung und Abhängigkeit, der »Langeweile« und der »Melancholie«, die er als bereits durch die Zeitgenossen gruppenspezifisch beschrieben, angeeignet und an spezifische Räumlichkeiten gekoppelt begreift. Die Produktion von Raum wird allerdings auch von Lepenies kaum betrachtet und verbleibt trotz vorsichtiger relationaler Aspekte eher als Container eines Fühlens statt als in Wechselwirkung mit dem Fühlen (re)produziert.¹⁶

Beide Autoren können zeigen, dass Zusammenhänge von Raum und Fühlen in der Frühen Neuzeit existent und untersuchbar sind. Inwieweit sich diese dabei jedoch grundsätzlich bedingen und nicht nur als Behälter oder Projektionsfläche dienen, wird kaum beachtet und soll daher in dieser Untersuchung im Fokus stehen.

Ein weiterer Fokus liegt auf der Frage nach der zielgerichteten Schaffung emotionaler Qualitäten mittels Architektur. Der Zugang verbleibt dabei in der Regel dem Raum verhaftet, der als soziokulturelles Konstrukt verstanden wird, dem aber Emotionen oder Gefühle als Konstanten gegenübergestellt werden, statt diese in ihrer Konstruiertheit zu thematisieren. Anstelle einer Wechselwirkung in der Konstruktion werden sie eher in einem funktionalen Zusammenhang gesehen, der beides in seiner Schaffung unabhängig denkt.¹⁷ Untersuchungen zu diesem Themenbereich finden sich auch im Sammelband »Raum und Gefühl – Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung«, in dem verschiedene Räume, »reale« wie »fiktive«, »gewordene«, wie »geschaffene« auf ihre Qualität und Quantität Gefühle zu erwecken hin untersucht werden.¹⁸ Die Aufsätze thematisieren dabei jene emotionale Schaffenskraft von Räumen, verbleiben dabei aber weitestgehend einem recht eindeutigen Gerichtetsein von Raum als Ursache und Gefühl als Folge verhaftet. Weder wird also das Fühlen als Handeln und Teil des Raumes verstanden, noch diesem eine zentrale Rolle bei dessen Konstitution zugestanden, geschweige denn diese eigens untersucht. Zudem liegt der Fokus vor allem auf bestimmten emotionalen Zuständen bzw. Konzepten, wie sie sich in phänomenologischen Untersuchungen finden lassen. Es handelt sich dabei um »Atmosphären« und »Stimmungen« als »[...] die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung«¹⁹, sowie vor allem um ein Raumfühlen im engeren Sinn, also generell um leibliche Empfindung.²⁰

16 Vgl. Lepenies, Wolf: Melancholie und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1998, u. a. S. 192.

17 Siehe dazu auch Gammerl, S. 165.

18 Vgl. Lehnert, Gertrud (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung, Bielefeld 2011.

19 Löw, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt am Main 2001, S. 204.

Hinzu kommen Untersuchungen, die bestimmte Fühlkulturen an soziale Gruppen binden, im Sinne Rosenweins »emotional communities« aufdecken, die geographisch unterschiedlich situiert sein können, bei denen die geographische, vor allem aber auch eine räumliche Lage nicht hinreichend bei der Konstitution als emotionale Gemeinschaft berücksichtigt wird. Zwar wird die Konstruktion als emotionale Gemeinschaft von Rosenwein anhand spezifischer räumlicher Situationen untersucht, hier vor allem in Räumen der Trauer, jedoch bleibt der Zusammenhang aus Raum und Fühlen nur am Rande präsent. Allerdings zeigt Rosenwein entgegen anderer Untersuchungen, dass es nicht nur eine hegemoniale und eine alternative Fühlkultur geben kann, sondern dass tatsächlich mehrere Alternativen gleichzeitig innerhalb einer Gesellschaft existieren können, die sich gegenseitig nicht ausschließen müssen.²¹

Zu dieser Erkenntnis kommt auch Hochschild in ihrer Analyse berufsbedingter Emotionskontrolle.²² Am Beispiel verschiedener Berufsgruppen, allen voran Flugbegleiterinnen, kann sie zeigen, dass es zeitgleich mehrere emotionale Stile im Individuum geben kann, derer sich diese bedienen können und situativ auch müssen. So sind die Anforderungen im Berufsalltag an das Fühlen und vor allem an dessen Ausdruck andere als in Zusammenhängen, die als privat kategorisiert werden können. Ein Vorhandensein verschiedener Normenkataloge wie auch ein situativer Wechsel ist also möglich. Ein solcher, wenn auch nicht explizit durch Hochschild herausgearbeitet, kann dabei auch anhand räumlicher Strukturen initiiert sein. Ähnliches kann Albrecht Diem anhand der Untersuchung frühmittelalterlicher monastischer Regeln zeigen. So arbeitet er den jeweils dort vorhandenen normativen emotionalen Stil heraus, der damit sowohl als emotionale Gemeinschaft zu fassen ist als auch sich vor allem auf eine spezifische Räumlichkeit bezieht, da der Raum dieser spezifischen Gemeinschaft eben das Kloster ist.²³ Zu nennen sind hier auch Untersuchungen wie jene von Hardtwig, die sich mit gruppen- aber ebenso zumindest im Erlernen raumbezüglichen emotionalen Stilen befassen, als deren Ergebnis letztlich

20 Vgl. Lehnert, in: Dies., S. 15. Ebenso Kazig, Rainer: Atmosphären – Konzept für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum, in: Berndt, Christian u. a. (Hg.): Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn, Bielefeld 2007, S. 167–187.

21 Vgl. Rosenwein, Barbara: *Emotional communities in the early Middle Ages*, Ithaca 2006, S. 24.

22 Vgl. Hochschild, Arlie: *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle*, erw. Neuauflage, Frankfurt am Main 2006.

23 Vgl. Diem, Albrecht: *Disimpassioned Monks and Flying Nuns. Emotion Management in Early Medieval Rules*, in: Lutter, Christina (Hg.): *Funktionsräume, Wahrnehmungsräume, Gefühlsräume. Mittelalterliche Lebensformen zwischen Kloster und Hof*, Wien u. a. 2011, S. 17–39.

ebenso distinkte emotionale Topografien zu erwarten sind, jedoch bisher dahingehend nicht untersucht wurden.²⁴

Erwähnenswert sind zugleich auch Untersuchungen zur zeitgenössischen Fühlkultur als solcher. Dazu zählt allen voran Stalforts Untersuchung der Gelehrtenfühlkultur. Die Verbindung zum Raum bleibt hier ausgespart und allenfalls implizit insofern vermutet werden kann, dass sich im Wandel dieser Gelehrtenkultur auch deren Räume wandeln.

Ähnlich verhält es sich mit Arbeiten zur ›Empfindsamkeit.²⁵ Vor allem in zeitgenössischer Romanliteratur findet sich ein emotionaler Stil, der sich einer spezifischen sozialen Gruppe zuordnen lässt und dieser Modelle des Fühlens liefert. Auch hier lässt sich nur vermuten, welche Auswirkungen dies auf die emotionale Bewegung ›im Raum‹ im Kontrast zu anderen sozialen Gruppen und damit Räumen hat. In beiden Fällen aber liefern die Untersuchungen beispielhaft normative Ideale einer Gruppe, aus denen sich die Akteure bedienen können, um ihr Fühlen zu strukturieren und sich damit zugleich auch sozial zu positionieren.

Die Kernfrage der hier vorliegenden Untersuchung bleibt allerdings weitestgehend unberührt. Insgesamt bilden die bisherigen Arbeiten jedoch eine Grundlage, auf der aufgebaut werden kann. Gleichzeitig aber muss ein Schritt zurückgegangen und Emotionen und Räume noch einmal einzeln betrachtet werden. Die Suche gilt hierbei Konzepten, die aneinander anschlussfähig sind, ohne die eine Seite auf eine bloße Wirkung des je Anderen zu reduzieren.

Den eigentlichen Kern bilden dabei zwei Werke, die sich nicht (oder nur am Rande) mit der Verbindung befassen, sondern je einzeln mit den Phänomenen Raum und Fühlen, im Ergebnis ihrer Untersuchung aber einen besonders gut geeigneten Zugang bieten. Es handelt sich dabei um von Scheves Arbeit zu den emotionalen Grundlagen sozialer Strukturen²⁶ und um Löws Raumsoziologie, die es besser als die bisherigen Zugänge gestatten, ein theoretisches Gerüst für diese Verbindung herausarbeiten. So streicht von Scheve den wechselseitigen Einfluss von Emotionen und sozialen Strukturen heraus, zu denen im Rahmen der Raumsoziologie von Löw eben auch Räume gehören. Aufgrund dieser Passgenauigkeit beider Theorien bilden fortan auch diese den zu erweiternden Ausgangspunkt.

24 Vgl. beispielhaft Hardtwig, Wolfgang: Einsamkeit und Freundschaft. Die Lebensführungsart der jugendlichen Bildungsschicht 1750–1819, in: Ders.: Macht, Emotion und Geselligkeit. Studien zur Soziabilität in Deutschland 1500–1900, Stuttgart 2009, S. 63–83.

25 Beispielhaft dazu Hansen, Klaus P. (Hg.): Empfindsamkeiten, Passau 1990, sowie Baasner, Frank: ›sensibilité‹ im 18. Jahrhundert. Aufstieg und Niedergang eines Ideals, Heidelberg 1988.

26 Von Scheve, Christian: Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung, Frankfurt am Main 2009.

III. Der Blickwinkel

*»Unsere Vorhaben sind von größerer Bedeutung als unsere Werke.«
(Flaubert, laut Laurent Binet in HHhH)*

1. Struktur

Die Arbeit ist in zwei große Teile gegliedert. Der erste davon befasst sich mit der theoretischen Erarbeitung. Dazu gehört als erstes die Erklärung der verwendeten Konzepte von ›Raum‹ und ›Ort‹ bzw. von ›Gefühl‹, ›Emotion‹ und ›Fühlen‹ und somit die Schaffung tragfähiger Forschungsbegriffe. Dabei wird allerdings keine abschließende Entscheidung darüber getroffen, was die damit bezeichneten Phänomene ›tatsächlich‹ oder allumfassend sein sollen. Stattdessen dient dieser Schritt dazu, eine Schneise durch das Gewirr an Definitionen zu schlagen, um so eine Untersuchung überhaupt erst möglich zu machen. Hierfür gilt es, Konzepte auszuwählen und weiterzuentwickeln, die aneinander anschlussfähig sind. Diese werden als eine mögliche Perspektive auf die Quellen angewendet,²⁷ um so einen Zugang zu den historischen Akteuren zu finden, der weder deren Terminologie, Vorstellungen und Logiken, noch eigene Vorannahmen reproduziert. Mit Bezug auf die emotionale Dimension dieser Arbeit können auf diese Weise schließlich auch diejenigen emotionalen Prozesse erfasst werden, die durch die Zeitgenossen gar nicht als Emotionen konzeptionalisiert sind oder als solche bezeichnet werden. Die durch die jeweilige Emotionskultur bereitgestellte Auswahl an Emotionen, sowie die Konzeption von Emotionalität an sich, sind nur jeweils eine Möglichkeit, die ihrerseits bestimmten Logiken folgt und unterliegt. Emotionale Prozesse nicht als solche wahrzunehmen hat damit ebenso Auswirkung, wie sie explizit einer solchen Wahrnehmung und daran gekop-

27 Damit wird ausdrücklich nur eine Möglichkeit präsentiert und nur als Notwendigkeit der Untersuchung und ohne Alleingültigkeitsanspruch. Es handelt sich also um eine Konstruktion als Vorschlag zur Erklärung und Beschreibung zum sozialen Prozess der Erzeugung von Realitätskonstruktionen im Sinne Hejls. Vgl. dazu Hejl, Peter M.: Konstruktion der sozialen Konstruktion. Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie, in: Gumin, Heinz; Meier, Heinrich (Hg.): Einführung in den Konstruktivismus, 15. Aufl., Berlin u. a. 2015, S. 109–146, S. 110f.

pelten soziokulturellen Prägung zuzuführen. Diesen Umstand gilt es zu beachten.

Ausgehend von den Forschungsbegriffen und den verwendeten Analysekatégorien werden im nächsten Schritt die Zusammenhänge und Verflechtungen dieser beiden Phänomene ausgearbeitet. Dafür werden vor allem aus anderen Fachgebieten fruchtbare Ansätze kritisch aufgegriffen, verdichtet und ergänzt, um sie für eine historische Untersuchung nutzbar zu machen. Ziel ist es, Raum und Emotionen über ›bloße‹ emotionale Raum- bzw. Ortssemantiken und Vorstellungen einfacher, einseitiger Abhängigkeit hinaus zu denken und diese als gegenseitig strukturierend zu erfassen, als einheitliche Raum-Emotions-Struktur. Das emotionale Fühlen wird also nicht als Effekt des Raumes betrachtet, sondern als Teil dessen. Umgekehrt sei auch ein Raum nicht nur ein Ort des emotionalen Fühlens, sondern als Teil des zu erlernenden Emotionskonzepts selbst zu denken. Erst mit dieser Sichtweise, so die These dieser Arbeit, lassen sich die sichtbaren Verhaltensphänomene umfassend beschreiben und erklären.

Die unterschiedlichen Raum-Emotions-Strukturen sollen anschließend in verschiedene Kategorien gefasst werden, um diese Strukturen schließlich mit einer Terminologie greifbar zu machen, die die jeweiligen Besonderheiten erfasst. Dies soll Übersichtlichkeit und Klarheit schaffen, ohne jedoch die Überschneidungen und Mischformen der gelebten Wirklichkeiten zu übersehen. Die Analyse wird hierbei, trotz jener unterstellten Gleichzeitigkeit und Wechselseitigkeit, häufig vom Raum ausgehen, um so der Wahrnehmung der Akteure Rechnung zu tragen, die sich räumlich durch die Lebenswelt bewegen.

Die Vielzahl der Raum-Emotions-Strukturen sorgt nun dafür, dass sich entsprechend des Ansatzes verschiedene emotionale Topografien herausbilden. Bei diesen handelt es sich um spezifische (An)Ordnungen von Raum-Fühl-Strukturen in der Lebenswelt der Akteure. Diese als mentale ›Karten‹ zu verstehen, auf denen der Vollzug räumlich-emotionaler Praktiken verzeichnet ist und die im Zuge dieser Arbeit offengelegt werden sollen.

Die sich aus diesen Überlegungen ergebende Brille gilt es also im Anschluss anzuwenden, um auf diese Weise einen neuen Blick auf die Lebenswelt und das Verhalten der Akteure zu erproben. Im empirischen Teil werden daher am exemplarischen Beispiel der Frühen Neuzeit verschiedene Raum-Emotions-Strukturen und die sie jeweils umfassenden emotionalen Topografien herausgearbeitet.

Dieser Abschnitt ist hierbei noch einmal in vier Abschnitte unterteilt, in denen unterschiedliche Quellengattungen betrachtet werden. Den Anfang machen Policy- und Kirchenordnungen. Diese werden hinsichtlich des in ihnen konservierten emotionalen Stils untersucht, um darauf aufbauend dessen räumliche Dimensionen herauszuarbeiten. Daran schließt sich eine Analyse von schriftlichen Beschwerden und Verhandlungsprotokollen an. Hierbei gilt es ei-

nerseits, die normative emotionale Topografie um aus obrigkeitlicher Sicht deviante Ausprägungen zu ergänzen und andererseits darum, die Anwendungen normativer Vorgaben im Konfliktfall zu untersuchen.

Im dritten und vierten Abschnitt werden hingegen nicht die jeweiligen emotionalen Stile hinsichtlich ihrer räumlichen Dimension betrachten, sondern der Blick geht umgekehrt von ausgewählten Räumen aus, die durch unterschiedliche Akteure und Akteursgruppen in verschiedenen emotionalen Topografien verortet werden. Den Anfang macht hierbei ein Raum, der ebenfalls vor allem im Spannungsfeld von obrigkeitlicher Ordnung und Devianz zu fassen ist: der Kerker bzw. das Gefängnis. Den Abschluss bildet schließlich eine Betrachtung des Hafens als multipler Raum bzw. als multiple Raum-Fühl-Struktur, die vor allem sozialgruppenspezifischen Ordnungen folgt.

Analog der Sichtweise im theoretischen Teil, geht es auch im empirischen weder darum, einen spezifischen Raum in seiner Vielheit als Raum-Emotions-Struktur innerhalb verschiedener emotionaler Topografien umfassend zu beschreiben, noch spezifische Emotionskonzepte in ihren Ausprägungen und allen räumlichen Situierungen, sondern ausschließlich um den jeweiligen Ausschnitt, der in den verschiedenen Quellen erkennbar wird. Neben den hier herausgearbeiteten Varianten können daher, quellen- und sozialgruppenbedingt, noch weitere möglich sein, die darauf warten, von einzelnen Detailstudien entdeckt zu werden.

Ziele des empirischen Teils der Arbeit sind also vor allem die Erprobung des Ansatzes und die grundsätzliche Skizzierung der frühneuzeitlichen Lebenswelten als durch emotionale Topografien durchzogen und bestimmt, für die in verschiedenen Zusammenhängen und Quellen unterschiedliche Beispiele gefunden werden können.

2. Methodische Vorüberlegungen

Vor Beginn der Untersuchung gilt es allerdings noch einige wichtige Vorüberlegungen zu erläutern. So geht es einerseits nicht darum, was tatsächlich von den Akteuren ›gefühlte‹ wird oder wie bestimmte Räume tatsächlich vollzogen werden, sondern um die jeweiligen Diskurse, Muster und Zuschreibungen, derer sich die Akteure sprachlich bedienen und vor allem in welchen Kontexten. Ein Zugang zum tatsächlichen Fühlen bleibt erst einmal notwendig verschlossen. Dies gilt nicht nur historisch, sondern auch gegenwärtig. Was uns bleibt, sind die jeweiligen Emotionskonzepte, die situativen sprachlichen Äußerungen aber auch generelle Handlungs- und Situationsbeschreibungen. Es gilt also, das Schreiben über das emotionale Empfinden und emotionale Konzepte zu betrachten. Auch dieses ist dabei selbst in vermeintlich ›privaten‹ Quellen nicht

unmittelbare Abbildung. Selbst in Tagebüchern folgt das Schreiben Stilmitteln, Topoi, sprachlichen Bilder, Vorstellungen, Konventionen, usw., wie auch das Tagebuch selbst und dessen Konventionen historisch variant sind. Hinzu kommt, dass nur das wiedergegeben wird, wofür es sprachliche Mittel und vor allem Konzepte gibt, die nicht nur das Sagbare begrenzen, sondern auch auf dieses einwirken. Allerdings ist das Vermeiden sprachlicher Kommunikation von Fühlen nicht zwangsweise als ein ›Nichtvorhandensein‹ oder eine ›Nicht-schätzung‹ von Emotionalität misszuverstehen, sondern kann im Konzept vom emotionalen Empfinden oder dem Ausdruck verschiedener konkreter Emotionskonzepte begründet liegen. Die Kontextabhängigkeit von Kommunikationssituationen, also auch die diskursiven Begrenzungen, müssen berücksichtigt werden.²⁸ Dies gilt insbesondere deswegen, um der Funktion solcher Zuschreibungen auf die Spur zu kommen. Die Frage ist also, warum in bestimmten Kontexten von Emotionen gesprochen wird und in anderen nicht oder warum nur bestimmte Handlungen als emotionale verstanden werden und welche. Die Untersuchung selbst darf sich dabei nicht auf Stellen beschränken, die konkrete Emotionen benennen, sondern muss generell emotionale Handlungs- und Ausdrucksweisen berücksichtigen. Damit sind sowohl emotionsbasierte Handlungen gemeint, die durch die jeweilige Emotionskultur als selbstverständlich auf bestimmte Emotionskonzepte zurückgehend, ja sogar in einer Emotionskultur als der eigentliche Kern dieses Konzepts gedacht werden können, wie auch solche, die im Rahmen des Forschungsbegriffs als Emotionen anzusehen sind, jedoch nicht von der historischen Gesellschaft in dieser Weise betrachtet werden.

Die sprachlichen Muster und die durch diese (re)produzierten Konzepte sind allerdings andererseits als Möglichkeiten präsent, derer sich die Akteure bedienen können, um ihr eigenes Fühlen zu strukturieren und diesem Bedeutung beizumessen. Eine klare Trennung zum ›tatsächlichen‹ Empfinden erscheint somit trotz allem weder sinnvoll, noch anzunehmen. Damit kann und soll auch auf die Möglichkeit des tatsächlichen Empfindens dieser Emotionen Bezug genommen werden, denn was als Emotion gilt und entsprechend gewertet ist, soll auch empfunden werden, zumal sich daran auch ein entsprechendes (emotionales) kommunikatives Handeln anschließt. Die potentielle Wirkung, die durch die Aneignung bestimmter Emotionen entsteht, soll also gerade nicht außer Acht gelassen, sondern im Rahmen der Frage nach der Funktion von Emotionen und Räumen unbedingt beachtet werden. Wenn also bestimmte Emotionen mittels bestimmter Konzepte und Regeln explizit gemacht und kultiviert werden, so

28 Vgl. dazu u. a. das Konzept der »de-narrativized emotions« als Ideal in Lousley, Cheryl: ›I Love the Goddam River‹: Masculinity, Emotion and Ethics of Place, in: Bondi, Liz u. a. (Hg.): Emotion, place and culture, Farnham u. a. 2009, S. 227–243, S. 236.

sind somit auch die impliziten Wirkungen und Funktionen emotionaler Prozesse zu berücksichtigen. Auf diesen Punkt wird im theoretischen Teil noch eingegangen werden. Wichtig ist bis hierhin, dass, auch wenn nur die sprachlichen Äußerungen, die Diskurse untersucht werden können, deren mindestens normative Wirkung nicht unbeachtet bleiben darf, will man Räume und Emotionen als tatsächlichen Teil von historischen Lebenswelten fassen.

Generell geht die Untersuchung damit von einem praxeologischen Ansatz aus und versucht sowohl Strukturen als auch deren individuelle Brechung und (Re)Produktion in den Blick zu nehmen, so dass Gesellschaft als Prozess verstanden wird, der sich in keine der beiden Seiten allein restlos auflösen lässt.²⁹ Die Strukturen, die mittels der Quellen erarbeitet werden, sind also ausdrücklich nicht mit den Akteuren und ihrem Handeln, schon gar nicht mit den Handlungsgründen gleichzusetzen.

Am Beispiel bedeutet das, dass die anhand der Quellen herauszuarbeitenden Emotionen, Räume und emotionalen Topografien als kulturelle Konstrukte zu fassen sind, die im Rahmen der Untersuchung als (nicht vollständige) Zusammenfassungen bestimmter Phänomene, Sichtweisen und Ausdrucksformen zu Erzählungen, Mustern und Angeboten erscheinen. Aus diesen bedienen sich die Akteure.³⁰ Diese Aneignung kann dabei sowohl instrumentell geschehen, also zum Zwecke der Inszenierung einer bestimmten Identität, in Kommunikationssammenhängen zu bestimmten Zwecken, wie auch unbewusst durch Lernprozesse, die kaum oder gar nicht reflektiert werden.

Weiterhin erfolgt sie, selbst wenn es sich dabei um sozialgruppenspezifische Zuordnungen handelt, nicht umfänglich, sondern ausgewählt. Die Aneignung ist also grundsätzlich durch die Umstände bestimmt, unter denen sie erfolgt. Dazu zählen soziale Zugehörigkeiten aber auch die eigene Biografie, die für eine Brechung sorgen kann. Es stehen somit nicht allen Akteuren alle Möglichkeiten dieser allgemeinen kulturellen Konstrukte als Denkmöglichkeiten einer spezifischen Kultur bzw. Gesellschaft zur Verfügung, sondern nur eine Auswahl der Auswahl.

Diese wiederum wirkt nun auf die Muster, Erzählungen und kulturellen Konstrukte zurück, indem jene Akteure ihre Ausprägungen mit eben jenem vorhandenen Potential der Veränderlichkeit als Möglichkeit (re)produzieren, die Strukturen also – sofern eine ausreichende soziale Teilung dieser Änderungen entsteht – auch nachhaltig verändern.

Mit Blick auf die normativen Vorgaben bedeutet dies nun auch, dass die

29 Vgl. Terpe, Silvia: Die Schaffung sozialer Wirklichkeit durch emotionale Mechanismen, *Der Hallesche Graureiher* 99–6, Halle 1999, S. 18. Diesen Ansatz wählt grundsätzlich auch von Scheve mit dem Verständnis von Emotionen als »bidirektionale Vermittlungsinstanz zwischen Handlung und Struktur«. Vgl. von Scheve, S. 16.

30 Zum Konzept der Aneignung entgegen dem der simplen Übernahme siehe auch von Scheve, S. 23.

jeweiligen Ordnungsvorstellungen, wie sie in den normativen Ordnungstexten zur Sprache kommen, eben nicht mit den angeeigneten Ordnungen gleichzusetzen sind – auch wenn dies ihr Ziel sein mag. Es handelt sich somit nicht um einen Prozess der schlichten Übernahme ›von oben‹ nach ›unten‹, sondern um einen wechselseitigen Einfluss, in dessen Rahmen eben auch Vorgaben unterschiedlich interpretiert und angewendet werden und ihrerseits wiederum Wirkung nach ›oben‹ erzielen können.

Die Fragen, die in dieser Untersuchung gestellt werden, sind also, wann und inwiefern die Akteure von Emotionen sprechen, wann und inwiefern diese in Beziehung zu als Räumen lesbaren Institutionen gesetzt werden und vor allem, welche Funktionen und Bedeutungen sich mit der Schaffung einer solchen emotionalen Topografie erschließen lassen. Emotionen und Räume werden hierbei als normative Anforderungen an das Verhalten der Akteure, sowie als eben jenes Verhalten zu verstehen sein und damit zugleich als kommunikative Praktiken, mit denen Bedeutungen vermittelt werden. Auf diese Weise sind die entstehenden emotionalen Topografien schließlich als Topografien leiblich verankerter Bedeutungen beschreibbar, die die Lebenswelt der Akteure prägen und ihnen als Möglichkeiten der Aneignung und damit Strukturierung ihrer Welt als Lebenswelt zur Verfügung stehen.

3. Raum und Räume

Räume sind genau wie Emotionen scheinbar derart triviale und selbstverständliche Begriffe und Konzepte, dass diese unbedingt und ausdrücklich in den Blick genommen werden müssen. Auf diese Weise sollen anachronistische und unsaubere Deutungen ebenso vermieden werden, wie eine Übernahme zeitgenössischer Ausprägungen. Drastischer formuliert ist es für ein Verstehen sogar unablässig, sich über derartige Begrifflichkeiten, noch dazu, wenn diese auch als Quellenbegriffe auftauchen könnten, ein klares Bild zu verschaffen, um schließlich Forschungsbegriffe als Analysewerkzeuge von Quellenbegriffen als Modi der Beschreibung von Welt als Lebenswelt zu trennen. Dies soll im Folgenden zuerst in Bezug auf Räume und dann in Bezug auf Emotionen geschehen.

Nachdem nun Räume als Kategorie bereits seit einiger Zeit in der Geschichtswissenschaft angekommen sind, sollen hier die verschiedenen Theorien nicht erneut referiert werden. Vielmehr soll es genügen das hier benutzte Konzept und die Theorien, auf der dieses fußt, zu beschreiben.³¹ Kriterium für die Auswahl ist hierbei die Anschlussfähigkeit.

31 Für einen guten Überblick insbesondere der geschichtswissenschaftlich genutzten Zugänge und Ansätze siehe Rau, Susanne: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Histo-

Das Phänomen ›Raum‹ soll nun im Folgenden in zwei verschiedenen Blickwinkeln zu fassen sein, die beide für diese Untersuchung wichtig sind und sich ergänzen. Die erste Perspektive ist jene raumsoziologischer Denkrichtungen in der Tradition Martina Löws. Raum wird hierbei als aus soziokulturell strukturierten Prozessen hervorgehende, institutionalisierte relationale (An)Ordnung verstanden. Diese besteht aus zunächst in Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozessen zum (Sinn)Ganzen zusammengesetzten und mit Bedeutung ausgestatteten Elementen. Löw unterscheidet dabei für ihr relationales Raumkonzept zwei Konstitutionsprozesse: das »Spacing« und die »Syntheseleistung«.³² Ersteres bezeichnet den Akt des »Platzierens« der sozialen Güter und Lebewesen, Letzteres hingegen das Zusammenfassen dieses Ensembles und ggf. anderer Ensembles zu jenen spezifischen Räumen.

Die Elemente, die schließlich den Raum und weiterhin seine Bedeutung maßgeblich konstituieren, können dabei als Auswahl der wahrnehmbaren Möglichkeiten bezeichnet werden und ihrer Art nach alles sein. Dazu gehören materielle Objekte, Handlungen, Vorstellungen, Emotionen, also alles Wahrnehmbare und Bedeutungshafte.³³ Die Bedeutung der einzelnen Elemente muss sich dabei weder aus ihrer Materialität ergeben noch sind materielle Elemente allein durch ihre Physis bestimmt. Sowohl symbolische Elemente können zudem materialisiert sein, z. B. durch oder als Handlungen oder in Form von Elementen, die auf Erinnerungen an vorangegangene Handlungen als symbolische Bedeutungen eines verorteten Raumes verweisen³⁴, als auch materielle über sie hinausweisende Bedeutungen tragen, die sie erst zum raumkonstituierenden Element werden lassen. Dabei soll nicht übersehen werden, dass rohe physische Gegebenheiten Räume spezifisch determinieren können, ihre Bedeutung kann jedoch variieren. So kann ein Berg Teil völlig unterschiedlicher Räume sein oder determinierende Möglichkeiten aufweisen, je nach Deutung, bspw. als heilig oder auf Basis der technischen Möglichkeiten seiner Überwindung.

Die so wichtige Ausstattung der einzelnen Elemente mit Sinn bzw. Bedeutung kann dazu führen, dass der Raum als Ganzes maßgeblich über diesen Sinn

rische Einführungen, Band 14, Frankfurt am Main 2013. Für weitere Ansätze vgl. auch die Beiträge in Berndt, Christian u. a. (Hg.): Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn, Bielefeld 2007, sowie in Güntzel, Stephan (Hg.): Raumwissenschaften, Frankfurt am Main 2009 und das entsprechende Kapitel in Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften, Reinbek 2006, S. 284–328.

32 Vgl. Löw, S. 271.

33 Vgl. ebd., S. 153. Dazu können ausdrücklich auch Geräusche zählen, die nicht nur spezifische akustische Räume schaffen, sondern als Elemente allgemein wichtiger Teil in der (An)Ordnung und Konstitution von Räumen sind. Vgl. dazu die Arbeit von Labelle, Brandon: Acoustic Territories. Sound Culture and Everyday Life, New York u. a. 2010.

34 Vgl. dazu beispielhaft Kuper, Language.

definiert ist.³⁵ Die Bedeutung eines Raumes, die sich immer auch in Relation zu den Bedeutungen anderer Räume und dem generellen Bedeutungsnetzwerk einer spezifischen Wirklichkeit konstituiert, kann sich dabei besonders aus markanten, also zentralen Elementen der spezifischen Raumkonstitution ergeben wie auch aus der Relation der Elemente, also dem fertigen Raum.³⁶

Die Wahrnehmung dieser (An)Ordnungsmuster, die der Raum sind, führt schließlich dazu, dass dieser auch entsprechend vollzogen wird und auch werden soll. Die Akteure generieren den Raum damit vor allem durch ein Handeln in zweierlei Hinsicht. Zum einen sind die Prozesse des (An)Ordnen und der Synthese im Sinne Löws selbst ein Handeln. Diese bringen ein Bühnenbild im Sinne Goffmans hervor.³⁷ Dieses bestimmt wiederum bestimmte räumliche Praktiken als den Vollzug des Raumes.³⁸ Erst dieser konstruiert den Raum. Diesen Punkt spricht auch Goffman mit Bezug auf seine Unterteilung in »Vorder- und Hinterbühne« an, die je unterschiedliche Räume sozialen (Rollen-)Verhaltens (Vorderbühne formell, Hinterbühne informell) beschreiben.

35 Ein Beispiel dafür kann eine wahrgenommene große Anzahl von als bestimmte homogene Gruppen gefasster Akteure sein, deren Bedeutung, basierend auf rassistischen Ideologien daraufhin die Bedeutung des Raumes zu dem sie als zugehörig gedacht werden, ausmacht, ihn zu einem Raum dieser sozialen Gruppe macht, die als »schmutzig, »drogenabhängig, »gewalttätig« wahrgenommen wird. Diese Wahrnehmung fokussiert auf manche Elemente, blendet andere aus und basiert auf einer wahrnehmungsstrukturierenden vorausgehenden Ideologie, die die einzelnen Elemente mit Bedeutung ausstattet und darüber den Raum konstituiert. Vgl. dazu beispielhaft Gregory, Steven: *Black Corona: Race and the Politics of Place in an Urban Community*, in: Lawrence-Zúniga, Denise; Low, Setha M (Hg.): *The Anthropology of Space and Place. Locating Culture*, Malden u. a. 2003, S. 284–297.

36 Auf diesen Umstand geht auch Bieger ein. Räume sind so immer aus Sinneinheiten zusammengesetzt, die in diesem Sinne architektonisch gefasst sind, so dass sich der Raum in starke und neutrale Elemente unterteilen ließe. Dabei zeigt Bieger, dass besonders Reiseorte als Räume konstituiert und konstruiert werden, die sich sehr stark an bestimmten Merkmalen bzw. Elementen orientieren. Vgl. Bieger, Laura: *Ästhetik der Immersion: Wenn Räume wollen. Immersives Erleben als Raumerleben*, in: Lehnert, Gertrud (Hg.): *Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung*, Bielefeld 2011, S. 75–95. Diese werden vordergründig wahrgenommen, erinnert und medial verarbeitet und bilden so die Vorstellung von diesem verorteten Raum. Welche Merkmale es sind, richtet sich nach dem Bezug des Betrachters zum Ort, ob er ihn bewohnt oder nicht. Diese Überlegungen decken sich dabei mit den Ergebnissen dieser Untersuchung. So ist auch der Hafen als Reiseort ein anderer Raum in Wahrnehmung, Erinnerung, Vorstellung, als als Wohn- und Arbeitsstätte, wobei beide Räume als Orte je spezifische markante, im Sinne Biegers ikonographische, Elemente bevorzugen bzw. durch diese hervorgebracht werden.

37 Vgl. Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, 17. Aufl., München 2017, S. 23.

38 Bis dahin, dass die Vollziehung des Raumes die Bedeutungen der einzelnen Elemente völlig bestimmt, wie am Beispiel der von Gray untersuchten Schafhirten in Schottland, die den einzelnen Elementen der Weideareale nur in Bezug zum Handeln des Schafehütens die einzelnen Bedeutungen zuweisen. Vgl. Gray, John: *Open Spaces and Dwelling Places: Being at Home on Hill Farms in the Scottish Borders*, in: Lawrence-Zúniga, Denise; Low, Setha M (Hg.): *The Anthropology of Space and Place. Locating Culture*, Malden u. a. 2003, S. 224–244.

Derselbe Ort, in dem Fall ein Büro, kann so je nach dem Verhalten der Akteure zu einer solchen Vorder- oder Hinterbühne werden.³⁹ Das Verhalten schafft dabei den jeweiligen Raum, der dadurch gekennzeichnet ist, dass sich informell unterhalten und Schnaps getrunken wird oder bei dem versucht wird einen bestimmten Anschein der Professionalität beim Kunden zu wecken. Dabei wird zugleich deutlich, dass ein Raum nicht nur durch räumliche, also raumbildende Praktiken hervorgerufen wird, sondern, dass diese Praktiken in Bezug auf die Akteure auch Erwartetes und Gefordertes, also explizite oder implizite Selbstverständlichkeiten sind, um so Teil dieses Raumes sein zu können. Der Raum wird also vor allem performativ, durch das Handeln der Akteure erschaffen.⁴⁰ Die Rolle der materiellen (An)Ordnung (zu denen dieses Handeln im Kontext mit anderen Elementen zugleich gehört) ist hierbei vor allem jene einer normativen Aufforderung und in gewissem Sinne auch Ermöglichung. So bestimmen auch in Goffmans Beispiel bestimmte Elemente, ob das Büro als »Vorder- oder Hinterbühne« vollzogen wird. Sind Kunden anwesend, so kann und darf(!) der Raum nur Vorderbühne sein. Diese sind es, die als Element mittels ihrer Bedeutung über die Ermöglichung entscheiden. Allerdings geschieht auch dies gemäß bestimmter sozialer Regeln und nicht aus sich selbst heraus.

Ein anderes Beispiel wäre eine Kirche, die auch als Club dienen kann, wie auch ein Club als Kirche. Dabei geht es auch hier nicht nur um materielle Elemente wie die entsprechende Technik oder das Vorhandensein eines Altars, sondern um eben jenes Handeln der Akteure. Auch hier wird dieses jedoch in der Regel durch die materielle (An)Ordnung, die als Zeichen bedeutungshaft wahrgenommen werden muss, vorbestimmt, nicht jedoch letztendlich an jenem Ort auch geschaffen. Denn, selbst wenn Touristen sich solch eine Kirche anschauen, so vollziehen sie diese zwar nicht als Kirche und betrachten auch vor allem die sichtbare materielle (An)Ordnung. Allerdings ist es unmöglich diesen Ort als Kirche zu besichtigen, wenn nicht die raumbildenden Praktiken auf die die Elemente als Bedeutung verweisen und die die Kirche als Raum konstituieren zumindest grundsätzlich bekannt sind. Das bedeutet nun nicht, dass es nicht auch bestimmte »heilige« Artefakte geben kann, die materiell nötig sind, um eine Kirche zu bilden. Aber auch hier sind diese als Aufforderung und kontextuelle

39 Vgl. Goffman, S. 116ff.

40 Vgl. Löw. S. 155. Praktiken sind hierbei »sinnhafte regulierte Körperbewegungen, die von einem entsprechend impliziten, inkorporierten Wissen abhängen«, folglich also nicht bewusst sein müssen, in Form von formulierbaren Anforderungen aber auch explizit gemacht werden können und zuerst eingeübt werden müssen. Vgl. Reckwitz, Andreas: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation, in: Kalthoff, Herbert, u. a. (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt am Main 2008, S. 188–209, S. 192. Vgl. ebenso, zum Begriff der Praktik als körperliche Tätigkeiten, zu denen auch das Sprechen gehört Schatzki, Theodore S.: The Site of the Social: A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change, University Park 2002, S. 71f.

Bestimmung des Handelns präsent. Wird diese Bestimmung nicht vollzogen und sei es nur in einer Ehrfurcht vor dem Objekt, so kann sich der Raum als solcher nicht mit deren Hilfe oder gar durch sie konstituieren.

Bei ›alten‹ im Sinne von traditionell erbauten Kirchen kann den Akteuren dabei eine solche Umnutzung schwieriger vorstellbar sein, eben weil bestimmte Elemente über ihre Bedeutung das Denkbare an Räumen zu begrenzen suchen und den jeweiligen Ort so exklusiv zu einem ganz spezifischen Raum machen. Bestimmte Elemente scheinen dabei eine so stark institutionalisierte und verankerte Bedeutung zu haben, dass diese auch gezielt zur Verunmöglichung von alternativen raumbildenden Praktiken und damit Räumen genutzt werden können.

Die räumlichen Praktiken, die den Raum konstituieren sorgen nun dafür, dass die sie ausführenden Akteure zugleich Beobachtern in ihrem Verhalten als Element der Raumkonstitution und damit (An)Ordnung zur Verfügung stehen.⁴¹ Das Vollziehen eines Raumes ist damit zugleich ein Akt der Kommunikation. Räumliche Praktiken, das Handeln als Vollzug des Raumes ist damit zugleich kommunikatives Handeln – der Körper wird zum Träger der raumkonstituierenden Bedeutung und fungiert damit als normativer Hinweis auf den Raum zu dessen Teil er in seiner Rolle wird.

Bestimmte (An)Ordnungen und die daran gekoppelten bedeutungshaften Handlungen als Vollzüge und Kommunikation von Raum werden als Raum institutionalisiert und damit auf Dauer gestellt. Dabei können jene Räume unabhängig vom Ort, an dem sie sich befinden (also unabhängig von ihrer konkreten geografischen Lokalisierung an einem ausgedehnten Punkt in der Welt) realisiert werden, sofern ihre normativen Ermöglichungsbedingungen hergestellt werden können.⁴² Zugleich bedeutet dies, dass es grundsätzlich auch Räume geben kann, die nicht spezifisch verortet sein müssen.

Da räumliche (An)Ordnungen nun vor allem über markante Elemente funktionieren, die die räumlichen Praktiken determinieren, ist erklärbar, dass sich trotz der Institutionalisierung Abweichungen ergeben können, die sich vor allem auf Elemente beziehen, die eben nicht zentral für das jeweilige sozial geteilte Raumschema, den jeweiligen Raum sind, so dass individuelle Abweichungen z. B. in Bezug auf einzelne Elemente nicht die hegemonial geteilte Raumvorstellung beeinträchtigen und Verständigung trotzdem möglich ist. Zugleich eröffnen sich so Entwicklungspotentiale, wenn sich die Wahrnehmung durch individuelle und im Anschluss sozial geteilte Aneignungen verschiebt, so dass vormals nebensächliche Elemente zentral werden oder vormals zentrale

41 Zum Begriff der Rolle als Erwartetes und Gefordertes in »sozialen« Räumen siehe Goffman, insbesondere die Einleitung ab S. 5, sowie S. 18.

42 Vgl. Löw, S. 162f.

Elemente an Bedeutung verlieren. Damit können sich entweder die institutionalisierten (An)Ordnungen ändern oder aber die Raumpraktiken, weil die sie verhindernden oder begünstigenden Bedeutungen der Elemente sich verschieben.

Aufgrund der Bedeutung einzelner Elemente ist dabei auch der Fall möglich, dass konkret verortete Räume Besonderheiten aufweisen können, die handlungsleitend wirken können. In diesen Fällen könnte von Subformen eines allgemeinen Raummusters gesprochen werden, die sich durch spezifische Besonderheiten auszeichnen oder aber von ortsgebundenen Besonderheiten des Raumes als ›konkret verorteter Raum‹. Jene Abweichungen können sich zudem daraus ergeben, dass sich Raummuster mischen oder überlagern.

Moderne Beispiele für solch allgemeine institutionalisierte Räume sind Bahnhöfe oder Supermärkte. Aber auch hier können Konkretisierungen und Abweichungen durch Lokalisationen vorhanden sein. Ein Bahnhof ist nur ein Bahnhof und funktioniert nur als solcher, wenn er bestimmte institutionalisierte und bedeutungshafte Elemente enthält, zu denen wiederum vor allem dadurch ermöglichte und vorbestimmte räumliche Praktiken als dessen Vollzug zählen. Ein bestimmter Bahnhof einer bestimmten Stadt kann durch seine spezifische Lokalität, die durch soziokulturelle Zugehörigkeiten oder schlicht physikalisch bedingte und wahrgenommene Abweichungen bestimmt sein mag, konkretisiert sein. Oder anders ausgedrückt sind in der alltäglichen Lebenswelt Räume oft als spezifische verortete Räume vorhanden, die über ihre institutionalisierten (An)Ordnungen, Bedeutungen usw. hinaus spezifische Geschichte(n), Bedeutungen und soziokulturelle, aber auch biografische Ausprägungen und Praktiken aufweisen und durch diese (mit)bedingt sind. So ist beispielsweise der Berliner Hauptbahnhof ein allgemeiner Bahnhofohraum, aber eben auch ein verorteter, bestimmter Raum, der sich konkret von anderen Bahnhöfen unterscheidet, dabei jedoch in dieser Hinsicht immer ein Bahnhof bleibt. Wahrnehmen und Handeln kann sich hier auch dadurch unterscheiden, dass jene Besonderheiten den Raum spezifisch verändern oder aber dieser Bahnhof gleichzeitig einer weiteren, anderen, (auch emotional anderen) Topografie zuzuordnen ist – wie jener der Angst, welche nicht Teil des grundsätzlichen Raumkonstruktes ›Bahnhof‹ ist (aber aufgrund der Erfahrung des Berliner Hauptbahnhofs dazu werden kann) und so ergänzende Handlungsanweisungen als Vollzugsarten dieses konkreten Bahnhofs schafft. Auf diese Weise legt sich, um etwas vorzugreifen, eine solche Topografie der Angst zusätzlich über den Ort und schafft dort weitere Raumvollzüge, die sich zum spezifisch verorteten Bahnhof, zu diesem Bahnhof vereinen.

Welche Raumebene dabei spezifisch Bedeutung erlangt, ist unterschiedlich. So kann ein spezifisches städtisches Areal gerade nicht in seiner Besonderheit wahrgenommen werden, sondern sowohl als ›Archetyp‹ bspw. eines besonders

›unmoralischen‹ Raums, den es zu bekämpfen gilt, oder einfach als abstraktes institutionalisiertes Raummodell, dem der Vollziehende noch keine Besonderheit zusprechen kann. Ob eher unspezifische Raummuster in der lebensweltlichen Topografie des Akteurs verortet werden oder ganz konkrete sowie welche Subräume des abstrakten Raummusters, hängt von verschiedenen Dingen ab, u. a. auch von der Intention, mit der die jeweilige Topografie ›gezeichnet‹ wird, die eben jene konkreten Raummuster mitbestimmt.

Als institutionalisierte Muster, aber auch in ihrer konkreten Verortung sind Räume sozial geteilt. Sie werden erlernt, durch Erleben aber auch durch Weitergabe in Form unterschiedlichster kultureller Medien, in Erzählungen, Liedern, Literatur, Kunst, Träumen, Vorstellungen wie auch generell durch alle Formen von Interaktion oder anders, durch die jeweiligen Diskurse, die darin eingebettet sind.⁴³ Räume sind als Begriffe und Inhalte präsent, mit Bedeutung aufgeladen, durch Vorstellungen und Ideen geprägt, werden weitergegeben und verändert. Räume sind daher sowohl als konkrete Besonderheiten (dieser Bahnhof), wie auch als Raummuster (Bahnhöfe) und als Vorstellungsmuster, welche über das aktuelle Erleben oder Wissensbestände aus bloßem Erleben hinausgehen, zu fassen. Je nach Zugänglichkeiten können bestimmte Räume bei bestimmten Akteuren und Akteursgruppen daher völlig als Vorstellungen existieren, die nie real begangen werden oder werden können.⁴⁴ Dies gilt zum Beispiel für imaginierte Räume, wie jenen von Utopien oder in Romanen geschaffene Raummuster, die ihrerseits trotz dessen Wirkmächtigkeit erlangen können, da sie die Wahrnehmung oder Schaffung ›realer‹ Räume verändern können. Nicht zuletzt ergibt sich eine Wirkung dadurch, dass jede dieser Vorstellungen das Erleben verändert, strukturiert, lenkt und umgekehrt. Vorstellung und Erleben hängen zusammen, auch weil jedes Erleben in Form der Speicherung als Erinnerung den Raum zur Vorstellung macht, die ein weiteres Erleben beeinflusst. Eine strikte Trennung von ›realem materiellen‹ Raum und bspw. literarisch erschaffenem ist so zurückzuweisen.

Ähnliches gilt für abstrakte Räume, wie dies bei Nationalstaaten oder bestimmten Regionen als Raumkonstruktionen der Fall ist. Diese existieren zwar als räumlich-abstrakte Vorstellungen, können aber ebenso sowohl das Handeln der Akteure beeinflussen, als sie auch durch dieses konstituiert werden. So können auch Nationalstaaten über räumliche Praktiken der Akteure verstanden werden, wie solche der Ein- und Ausgrenzung, durch nationale Feiern oder einen auf diese Zugehörigkeit zugeschnittenen Habitus.

43 Beispiele dafür sind McDonogh's Bars. Vgl. McDonogh, Gary Wray: *Myth, Space, and Virtue: Bars, Gender, and Change in Baercelona's Barrio Chino*, in: Lawrence-Zúñiga, Denise; Low, Setha M (Hg.): *The Anthropology of Space and Place. Locating Culture*, Malden u. a. 2003, S. 264–283.

44 Das ›Können‹ verweist dabei zugleich auch auf die machtpolitische Dimension von Räumen.

Die soziale Teilung von Räumen sorgt weiterhin auch für soziale, kulturelle und historische Varianz der Räume. Wie Löw herausgearbeitet hat, können Schicht-, Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit den Synthesevorgang, aber auch die Wahrnehmung der (An)Ordnung verändern. Aufgrund von Wahrnehmung als immer selektivem Prozess können jeweils andere Elemente erkannt und (an)geordnet werden und damit andere Räume durch andere Vollzüge bilden. Der Habitus bzw. der soziale und kulturelle Hintergrund bilden dabei das charakteristische Wahrnehmungsschema aus, welches wiederum charakteristische Handlungen bildet.⁴⁵ Soziale Schichtungen und je vorherrschende Wirklichkeiten beeinflussen ebenso Räume und die sie hervorbringenden Individuen und Gruppen, so dass Räume bzw. spezifische Raumkonstitutionen auch als soziale Distinktionsmittel dienen oder gebraucht werden können. Die Wahrnehmung eines Ensembles als spezifischer Raum, also der Abruf eines Wahrnehmungsschemas, ist damit zu unterschiedlichen Graden kulturell, sozial und individuell variant. Dies gilt ebenso für die Wahrnehmung von einzelnen Elementen oder von diesen als markante Elemente wie auch für deren Deutung und die Konstruktion zum Raum – bis hin zu dessen Nutzung, Bespielung und Aneignung. So ist es möglich, dass an einem konkreten Ort mehrere Räume entstehen können, je nachdem, welche markanten, also für die Ermöglichung und Anforderung des Raumvollzugs nötigen zentralen Elemente in den Blick kommen, zu welchem Zweck der Raum wie begangen wird; mit anderen Worten, wie der konkrete Ort durch die Akteure raumspezifisch wahrgenommen, genutzt und vollzogen wird.⁴⁶ Andere Elemente treten in den Vordergrund, werden umbewertet und bedingen andere Handlungen. Auf diese Weise kann der Bahnhof nicht nur wie in den vorherigen Beispielen mit dem Büro temporär verschiedene Räume erschaffen, sondern auch zeitgleich, wenn unterschiedliche Akteure angestoßen durch andere Elemente und Bedeutungen einen anderen Raum vollziehen, zum Beispiel den des Drogenumschlagplatzes.

Solche Varianten können sowohl Sub- oder Teilräume des Bahnhofs sein oder eigene distinkte Räume, denen der Bahnhof nur als physikalischer Ort dient. Dem Betrachter, der das »Spacing« und die »Syntheseleistung« hin zu diesem Raummodell nicht vollbringen kann, kann diese Vielräumlichkeit aufgrund seiner eigenen Wahrnehmung, welche die Perspektivität verschleiert, verborgen bleiben oder aber diejenigen Akteure, die diesen Raum vollziehen, erscheinen ihm als Störung, als falsch. Es kann also zu Missverständnissen kommen, indem bestimmte Kommunikationsakte nicht verstanden werden und so auch Erwartetes und Gefordertes des Vollzugs nicht abgerufen wird. Dies zeigt sich im

45 Vgl. Löw, S. 169f und 195ff. Zu unterschiedlichen Wahrnehmungskonventionen bei distinkten sozialen Gruppen siehe auch von Scheve, S. 29.

46 Vgl. u. a. Lehnert, in: Dies., S. 12.

Kleinen bereits in dem immer wieder erlebbaren Konflikt zwischen Bahnhofs-personal und Fahrgästen oder eben gerade Nicht-Fahrgästen, die teils unterschiedliche Räume vollziehen und so als Störer des je anderen Raumvollzugs erscheinen. Dabei können Elemente – wie zum Beispiel eben der normative Vollzug eines Raumes – dem anderen Raum als lokale Gegebenheiten, als Besonderheiten erscheinen, die die Spezifik des verorteten Raumes bestimmen. So wie eine bestimmte physische Besonderheit des Ortes die konkrete Verortung des Raumes bestimmen kann, so kann dies auch der Vollzug anderer Räume, nur mit einem entsprechenden Konfliktpotential aufgrund unterschiedlicher Vollzugsnormen.

Dies alles zusammengefasst, ergibt sich am Beispiel New Yorks, dass dieser Raum als konkreter Stadtraum zwar durch eine weitestgehend gemeinsame Lokalisation und die gleiche Vokabel gekennzeichnet ist, aber je unterschiedliche Räume oder Subräume desselben Makrorums beschreibt, von dem keiner der Räume oder Subräume wahrer genannt werden kann. Ebenso kann sich der Anteil des realen Erlebens der einzelnen Subräume als auch der Gesamtheit unterscheiden. Das New York des Romanlesers ist ein anderes als das des Video-Gamers, als das des Touristen, als das des reichen oder armen Bewohners, des POC⁴⁷ oder Weißen und doch ist keines ein falsches New York. Zu unterschiedlichen Teilen gehen alle diese Raumkonstrukte zudem in das kulturelle Konstrukt oder besser räumliche Phänomen »New York« des kulturellen Gedächtnisses ein, das all diese Varianten aufnehmen kann, weitestgehend sozial geteilt wird und zugleich individuelle Änderungen erfahren kann sowie konkret distinkte Räume an einem Ort erschaffen.

Räume sind also als institutionalisierte Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Handlungsmuster zu denken. Als solche Muster sind sie komplexitätsreduzierende Mechanismen, die anhand bestimmter markanter Punkte bzw. Elemente abgerufen werden und so Wahrnehmung lenken und strukturieren, sowie weiteren Kontext bereit stellen, da das konkret Wahrgenommene immer auch in vorhandene Typen eingeordnet und damit Typisches als Assoziation abgerufen wird, so dass Bewertungen und Handlungen immer auch anhand der Typen vorgenommen werden. Dabei werden konkrete Elemente oder Bedeutungen ausgeblendet und auf andere fokussiert. Werden diese Muster abgerufen, ermöglichen und fordern sie spezifische räumliche Praktiken, die zugleich jene Räume (re)produzieren. Die diese Praktiken vollführenden Akteure kommunizieren dabei den Ort an dem sie sich befinden als jenen Raum und stehen damit anderen als Element der Konstitution, als Zeichen, zur Verfügung. Räume sind institutionalisierte Ordnungseinheiten der jeweiligen Lebenswelt, die trotz dessen lokalisierbare Besonderheiten aufweisen können.

47 »Person of Color«.

Räume sind jedoch mehr als das. Die bisher skizzierten Prozesse der Konstitution von Räumen sind als weitestgehend unbewusst zu verstehen und entgegen der lebensweltlichen, alltäglichen Wahrnehmung, die vor allem das fertige Schema als Selbstverständlichkeit kennt und den Raum als Ganzes erkennt. Um das Phänomen Raum in seiner Gänze zu erfassen und erklären zu können, ist somit auch die phänomenologische Sicht zu berücksichtigen. In dieser ist der Raum in der Art seines alltäglichen Erlebens, seines alltäglichen Seins als ›Container‹, als spezifisch situatives ›Herum des Subjekts‹ zu denken und wird als solches auch bewusst zur Strukturierung und Verhaltensverteilung der (Um-)Welt benutzt. Räume werden erlebt, sie sind gelebte Räume. In dieser Form treten sie als lokalisiertes und fertiges Objekt zutage, das in seiner Gänze Bedeutungszuschreibungen und Sinnstiftungen unterliegt und dessen Teile bewusst vor allem dann wahrgenommen werden, wenn sie eben nicht passen, die Wahrnehmung irritieren – oder wenn gezielt Elemente, dann allerdings fälschlich als in dem Raum, beschrieben werden. Der erlebende Akteur befindet sich dabei wahrnehmbar ebenso in einem Raum an einem konkreten Ort und ist sich dessen bis zu einem gewissen Grad gewahr. Dazu zählen auch Anforderungen an sein eigenes Verhalten und das der anderen wie auch ein Wissen um das je Richtige des Raumes, das ihm eine gewisse Verhaltenssicherheit gibt.⁴⁸ Räume können damit durch Akteure betreten werden, können als Grenzen fungieren, sich als Herum eines Elementes auf dieses qua ihrer übertragbaren Zeichenhaftigkeit, die durch Sinnstiftungsprozesse entsteht, auswirken und umgekehrt.

Neben dem Erleben und den Vorstellungen kann jedoch auch die Konzeption, die theoretische Vorstellung vom Wesen, das Konzept von Raum im Vergleich zu dem hier verwendeten Analysekonzept Raum kulturell und historisch variieren. Andere Gesellschaften können das Phänomen Raum theoretisch jeweils anders fassen. All diese Ebenen gilt es zu beachten, wenn von Raum und Räumen die Rede ist und dieser als Analyse-kategorie gebraucht werden soll.

Fokus der Untersuchung – das Handeln als Raum

Dieser Arbeit geht es hierbei nun vor allem um die räumliche Strukturierung des emotionalen Fühlens. Der Fokus liegt damit auf dem Handeln, das die Akteure als ›in‹ dem Raum, den sie als Ganzes wahrnehmen, vollziehen oder im Konfliktfall eben nicht. Die Frage ist hierbei, inwiefern Emotionen als Teil jener räumlichen Praktiken auftreten und zu fassen sind. Zugleich ist dabei die rela-

48 Vgl. zum Konzept des ›gelebten Raums‹ Dürckheim, Grad Karlfried von: Untersuchungen zum gelebten Raum. Erlebniswirklichkeit und ihr Verständnis. Systematische Untersuchungen II, in: Hasse, Jürgen (Hg.): Graf Karlfried von Dürckheim. Untersuchungen zum gelebten Raum, Frankfurt am Main 2005, S. 11–108, S. 33.

tionale (An)Ordnungen als Ermöglichung und Forderung jener Praktiken nicht zu vernachlässigen, insofern diese Sichtweise helfen kann, Konflikte zu erklären, die in multiplen Räumlichkeiten bestehen und damit andere räumliche Praktiken produzieren, die als Kommunikationsakte Erwartetes und Gefordertes irritieren und frustrieren.

Es geht dabei also nie um den Raum in seiner Gänze als kulturelles Produkt in Form der potentiellen Ermöglichung aller seiner Ausprägungen oder als vollständige Beschreibung seiner Elemente. Die Materialisierung der (An)Ordnung ist also nur insofern wichtig, als dass sie durch die Zeitgenossen in den Quellen als explizit zur Sprache kommt und insofern die Handlungen als Muster im Akteur abrufbar macht. Was zählt sind die räumlichen Praktiken. Hierbei erscheinen jedoch wiederum die Semantiken wichtig, also die Zuschreibungen von Bedeutungen an den Raum als Ganzes, die sich jedoch zugleich in den konstituierenden Praktiken zeigen und lesbar werden.

Aufgrund des emotionsgeschichtlichen Fokus sind Räume im Rahmen dieser Arbeit also ganz konkret in ihrer Ebene als durch Materialisierung gestützte⁴⁹ und institutionalisierte normative Handlungsanforderungen (als Ideal und Vorstellung) und Handlungspraktiken (gelebter Raumvollzug) zu verstehen.

4. Emotionen, Gefühle, Fühlkonzepte

So scheinbar selbsterklärend die lebensweltlich verwendete Kategorie ›Emotion‹ ist, so wenig eindeutig ist diese bei genauerem Hinsehen. Was Emotionen seien, ist dabei nicht nur historisch oder kulturell, sondern auch innerhalb der Wissenschaftsdisziplinen umstritten. Dieses Problem wird noch deutlicher, wenn die Vielzahl der verschiedenen begrifflichen Bezeichnungen wie ›Emotion‹, ›Gefühl‹, ›Empfindung‹, ›Affekt‹, ›Stimmung‹, ›Leidenschaft‹ usw. betrachtet wird. So ist mit diesen manchmal das Gleiche gemeint, oft jedoch auch nicht. Dieser Verwirrung soll nun aber nicht mit einer weiteren Diskussion um das ›wahre Wesen des Fühlens‹ begegnet werden. Statt einer weiteren vermeintlich vollständigen Definition sollen hier die Teile im Rahmen eines Forschungskonzepts betrachtet werden, die für die hier getätigte Untersuchung relevant scheinen.⁵⁰

49 Die Verhaltensstrukturierung (und -bewertung) durch Materialisierungen beschäftigt bereits Miles Richardson am Beispiel von Markt und Plaza, jedoch noch ohne ausgearbeitete Raumtheorie. Vgl. Richardson, Miles: Being-in-the-Market Versus Being-in-the-Plaza: Material Culture and the Construction of Social Reality in Spanish America, in: Lawrence-Zúniga, Denise; Low, Setha M (Hg.): The Anthropology of Space and Place. Locating Culture, Malden u. a. 2003, S. 74–91.

50 Wie jede (wissenschaftliche) Untersuchung ist auch diese eine Geschichte auf anderen Ge-

Dieses Konzept sollte möglichst neutral gehalten sein und ist unbedingt von den Quellenbegriffen zu unterscheiden. ›Affekte‹, ›Leidenschaften‹ oder auch ›Gefühle‹ sind daher ungeeignet, da diese im Inhalt historisch variieren und bereits eine Auswahl und Bewertung darstellen; diese Begriffe fassen bereits eine bestimmte Variante, emotionale Zustände zu organisieren, zu strukturieren und wahrzunehmen.⁵¹

Im Zuge der Arbeit soll daher von Emotionen als allgemeinem Oberbegriff gesprochen werden, mit dem sowohl unspezifische körperliche Erregungszustände (›komisches Bauchgefühl‹) gefasst werden, wie auch konkrete und distinkte Fühlkonzepte (›Liebe‹).

Die zweite wichtige Frage die sich stellt ist die, was denn in Bezug an Emotionen überhaupt geschichtswissenschaftlich untersucht werden kann.⁵² Die zentrale Unterscheidung die dabei häufig ins Spiel kommt, ist jene zwischen dem ›Erleben‹ und den sozialen und kulturellen ›Normen‹ von Emotionalität, zwischen ›emotionology‹ und ›emotion‹.⁵³ Auf diese Weise wird versucht die Notwendigkeit zu umgehen, Aussagen über ein tatsächliches Fühlen treffen zu müssen.⁵⁴ Stattdessen geht der Fokus über auf jene Ebenen, die intersubjektiv zugänglich sind. Ziel ist dabei eine Untersuchung der sozio-kulturellen Prägung des Fühlens.

Diese Perspektive soll hier jedoch mit Rückgriff auf aktuelle Forschungen anderer Disziplinen wie der Neurobiologie erweitert werden. Dabei geht es nicht darum, eine Aussage zu treffen, was denn umfänglich durch einen Akteur im Zuge einer Emotion erlebt wird, sondern darum was erlebt werden kann und

schichten bzw. Erzählungen basiert, die hinterfragt werden müssen und obsolet werden können, insbesondere wenn sie einen Alleinherrschaftsanspruch erheben. Vgl. dazu auch Rosenwein, Barbara: Theories of Change in the History of Emotions, in: Liliequist, Jonas (Hg.): A History of Emotions 1200–1800, London 2012, S. 7–20.

51 Zum Problem der konzeptbedingten Vorauswahl, die den Blick verstellen kann, siehe: Stalfort, Jutta: Die Erfindung der Gefühle. Eine Studie über den historischen Wandel menschlicher Emotionalität (1750–1850), Bielefeld 2013, S. 14, sowie 62 ff.

52 Vgl. dazu zusammenfassend und beispielhaft Plamper, Jan: Vergangene Gefühle. Emotionen als historische Quellen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 63, Heft 32–33 (2013), S. 12–19, S. 16. Zur Problematik der Vielfalt der Begriffe siehe auch Brunner, Karl: Zorn und andere Missverständnisse, in: Jaritz, Gerhard (Hg.): Emotions and Material Culture, Wien 2003, S. 7–15. Vgl. dazu auch Spieker, Ira: Konflikte – Einvernehmen – Zuneigung. Emotionen als soziale Praxis in der ländlichen Gesellschaft, in: Schattkowsky, Martina u. a. (Hg.): Ungleichzeitigkeiten. Transformationsprozesse in der ländlichen Gesellschaft der (Vor-)Moderne, Dresden 2008, S. 87–106, S. 87, sowie Schützeichel, Rainer: Emotionen und Sozialtheorie – eine Einleitung, in: Schützeichel, Rainer (Hg.): Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze, Frankfurt am Main u. a. 2006, S. 7–26.

53 Vgl. Stearns, Carol Z.; Stearns, Peter N.: Emotionology: Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards, in: American Historical Review 90 (1985), S. 813–830, S. 814.

54 Gleichzeitig wird aber auch nur ein Teil des Phänomens und damit des Erklärungspotentials erfasst. Vgl. Scheer, S. 196.

sollte. Die Normen sollen also nicht losgelöst vom Fühlen betrachtet werden, sondern als Aufforderung zu diesem. Die reale Durchsetzbarkeit bleibt so zwar weiterhin verborgen, allerdings gewinnt Normierung erst auf diese Weise ihren Sinn, indem sie ja in der Tat das Fühlen oder zumindest Teile dessen zum Ziel hat. Somit geraten die Wechselwirkungen von Emotionen und sozialen Strukturen am historischen Beispiel in den Blick und nicht nur die Historizität von Emotionsvorstellungen und Ausdrucksregeln.

Grundlage der Untersuchung ist damit ein notwendig ›integrativer Ansatz‹, der sowohl die biologischen, phänomenologischen, als auch kulturellen Ebenen betrachtet, ohne diese gegeneinander auszuspielen oder von vornherein mehr als eine analytische Trennung behauptet.⁵⁵ Diese unterschiedlichen Ebenen ihre verschiedenen Teile und die sich ergebenden Wechselwirkungen bis hin zum Ganzen einer Emotion sollen nun betrachtet werden.

4.1. Emotionen als Bedeutungen

Emotionen sind nun einerseits biologische⁵⁶ Vorgänge und dem Menschen⁵⁷ als solche potentiell universell gegeben. Sie können als teils unbewusste, teils bewusst wahrnehmbare neurophysiologische bzw. körperliche Erregungszustände verstanden werden. Ein emotionaler Zustand ist damit erst einmal ein ›Cocktail‹ aus neurologischen und physiologischen Prozessen, zu denen Hormonausschüttungen, Veränderung von Blutdruck, Puls, Atmung, usw. gehören.⁵⁸

55 Ausführlich zu diesem Ansatz von Scheve, S. 69, sowie Engelen, Eva-Maria, u. a.: *Emotions as Bio-cultural Processes: Disciplinary Debates and an Interdisciplinary Outlook*, in: Markowitsch, Hans J.; Röttger-Rössler, Birgitt (Hg.): *Emotions as Bio-cultural Processes*, New York 2009, S. 23–53, besonders S. 35 und Stalfort, S. 82ff.

56 Die Biologie ist dabei ebenso selbst ein kulturelles Konstrukt, ein Narrativ, sowohl als Wissenschaft, wie auch allgemein als Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, mit dem Konstruktionen zur Beschreibung von Welt bzw. von Teilen der Welt vorgenommen werden. Mit ›biologisch‹ ist hierbei vereinfachend die Ebene der Körpervorgänge und Voraussetzungen gemeint, zu denen es außerhalb von Wahrnehmung und damit außerhalb von Narrativierungsprozessen zwar keinen Zugang gibt, die aber unabhängig von Wahrnehmung als existent gedacht werden und eine bestimmte Kategorie von Prozessen von anderen unterscheiden.

57 Freilich lassen sich Emotionen nicht auf Menschen beschränken, sondern allenfalls kulturell produzierte Fühlkonzepte in der in dieser Arbeit genutzten Definition. Allerdings steht hier nur der Mensch im Fokus, so dass nichtmenschliche Emotionalität ausgeblendet werden soll, die vielleicht ebenso spezifische Fühlkonzepte hervorbringen kann, die auf alternativen Bedeutungsnetzwerken, die nicht auf abstrakter Sprache basieren, fußen. Dies soll hier nicht entschieden werden, schreit jedoch durchaus nach eigenen spannenden Geschichten sowohl historischer Zuschreibungen als auch gegenwärtiger mittels ethologischer Forschungen.

58 Diese emotionalen Erregungszustände selbst bezeichnet von Scheve als Affekte. Vgl. von Scheve, S. 90 und S. 138.

Zentrale Ursache für deren Aktivierung sind dabei sog. Einschätzungsprozesse.⁵⁹ Diese beschreiben eine Relation zwischen einem bewusst oder unbewusst wahrgenommenem inneren oder äußeren ›Ereignis‹, dem eine bestimmte Bedeutung beigemessen wird, die erst einmal vor allem in Bezug zu basalen Bedürfnissen des Überlebens steht und auf dieser Basis Qualitäten festlegt.⁶⁰ Diese Bedeutungen können dann jene Körperprozesse aktivieren, auf diese Weise körperlich spürbar machen und leiblich verankern. Wichtig ist hierbei, dass diese Bedeutungszuschreibung variabel ist und von kontextuellen Informationen oder auch von Lernprozessen abhängig, also adaptiv ist (Ein Wolf sei gefährlich und errege Furcht, ein Hund sei dies nicht, obwohl beide große und für den Menschen potentiell gefährliche Zähne haben).⁶¹ Emotionen helfen dank dieser Adaptionsfähigkeit dabei, die ›Instinktarmut‹ oder besser die Unbestimmtheit und Unsicherheit, die bei komplexen Lebewesen durch die Lockerung von starren Reiz-Reaktions-Mustern entsteht, zu kompensieren und damit zugleich Flexibilität überhaupt erst zu ermöglichen.⁶² Die Dinge erhalten(!) also Bedeutungen, anstatt dass diese einfach ›abgelesen‹ werden. Ohne Emotionen wäre für uns alles gleich, selbst der Tod.⁶³

Durch diese Bedeutungsproduktion und (erst einmal innerliche) -kommunikation sind Emotionen grundsätzlich an der Steuerung verschiedenster (kognitiver) Prozesse beteiligt, die als deren Folge auftreten. Sie können weitere Einschätzungen, Kontexte, Muster, vorangegangene Bewertungen, Erinnerun-

59 Diese können als Ursache, zugleich aber auch als Teil von Emotionen begriffen werden. Mit dem Problem des Ausklammerns dieser aus den Emotionen selbst beschäftigt sich auch Damasio, verbleibt jedoch in einer Ambivalenz, die weder eine Zugehörigkeit, noch eine klare Trennung ermöglicht. Vgl. Damasio, Antonio R.: *Der Spinoza-Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen*, 8. Aufl., Berlin 2014, S. 67f.

60 Vgl. von Scheve, S. 112f, Engelen, u.a. S. 30ff, Stalfort, S. 43ff, sowie Hülshoff, Thomas: *Emotionen*, 2. Aufl., München 2001, S. 14. Zur Varianz dieser Einschätzungsdimensionen siehe beispielhaft von Scheve, S. 114ff. Siehe dazu besonders auch die Bedeutung der Amygdala, die dem Sinnesindruck affektive Bedeutung zuweist. Vgl. von Scheve, S. 89ff. Der Begriff ›Informationen‹ ist hierbei nicht kognitiv zu verengen, sondern kann im Sinne von ›Perturbationen‹ weiter gefasst werden, also allen Einflüssen, die auf das sich erhaltende System einwirken und somit einen Anpassungsdruck erzeugen. Vgl. zum Begriff der Perturbation und zum dahinterliegenden Konzept Maturana, Humberto R.; Varela, Francisco J.: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*, 6. Aufl., Frankfurt am Main 2015.

61 Vgl. Damasio, S. 68ff.

62 Emotionen sind dabei insbesondere in ihrer wahrnehmbaren und sozial geteilten Form Teil der Kultur als »Zwischenwelt« im Sinne Eibls. Zu dieser Thematik wie auch generell zur Diskussion des Narrativs der »Instinktarmut« siehe Eibl, Karl: *Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive*, Frankfurt am Main 2009, S. 11ff, sowie 46 und 58f. Vgl. dazu auch Meier-Seethaler, Carola: *Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft*, München 1997, S. 159.

63 Vgl. Terpe, S. 37. Emotionen machen so aus einem Willkürlichen ein Notwendiges. Vgl. ebenso Reddy, S. 21f.